

Sozialpädagogische Arbeit mit Familien und Angehörigen

Teil 1

Familienstrukturen verstehen - Familienprobleme erkennen

Gabriela Antener
Wolfgang Widulle

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	3
1.1	Familienmythen - erste Provokation	3
1.2	Familienwirklichkeiten - zweite Provokation.....	4
2	Grundbegriffe zu Familie	5
2.1	Der Begriff „Familie“	5
2.2	Funktionen und Kennzeichen der Familie.....	6
3	Familie und Gesellschaft - Familiensoziologie	7
3.1	Familienformen im Wandel der Zeit	7
3.1.1	Die vorindustrielle Zeit: Der Mythos der Grossfamilie	7
3.1.2	Industrialisierung und die Entstehung der bürgerlichen Familie	8
3.1.3	Das bürgerliche Familienideal als Vorbild für die Familien im 20. Jahrhundert	9
3.1.4	traditionelle Familie und »nicht-traditionelle« Alternativen.....	10
3.1.5	Wandel und Kontinuität von Lebensformen in den letzten 20 Jahren in der Schweiz ...	12
3.1.6	Thesen zum aktuellen Wandel der Lebens- und Familienformen.....	14
3.2	Beruf und Familie - zwei Lebensbereiche, ein Leben	14
3.3	Gesellschaftliche Leistungen von Familien	16
3.3.1	Ehe und Familie - intime Lebensgemeinschaft und soziale Institution	16
3.3.2	Elternschaft, Kinderbetreuung und Kindererziehung	18
4	Familienpsychologische Grundbegriffe	20
4.1	Eine familienpsychologische Definition von Familie	20
4.2	Ich- und Wir-Orientierung in Familienbeziehungen.....	21
4.3	Merkmale gelingender Familienbeziehungen	21
5	Familien psychologisch verstehen	23
5.1	Familienstrukturen verstehen - die Familiensystemtheorie.....	23
5.2	Familienlebenszyklen verstehen - Die Familienentwicklungstheorie	25
5.3	Beziehungen in Familien verstehen - die Bindungstheorie.....	26
5.4	Forschungsergebnisse zu Familienbeziehungen.....	27
5.4.1	Die Paarbeziehung	28
5.4.2	Die Elternbeziehung.....	29
5.4.3	Die Eltern-Kind-Beziehung.....	29
5.4.4	Die Geschwisterbeziehung	30
5.4.5	Die Mehrgenerationenbeziehung	30
6	Sozialpädagogische Familiendiagnostik	32
6.1	Vier Ebenen sozialpädagogischer Familiendiagnostik.....	32
6.1.1	Einzelpersonen in der Familie.....	32
6.1.2	Familienstrukturen	33
6.1.3	Familienlebenszyklus	33
6.1.4	Familienbeziehungen	34
6.2	Methoden und Hilfsmittel sozialpädagogischer Familiendiagnostik.....	35
6.2.1	Gespräch, Beobachtung, Aktenstudium	35
6.2.2	Arbeiten mit Genogrammen	36
	Beispiel eines Genogramms: Die Familie Freud im Jahr 1896	37
6.3	Ein integratives Systemmodell der Familienentwicklung	37
7	Literatur	39

1 Einleitung

1.1 Familienmythen - erste Provokation

Als Gott am sechsten Schöpfungstage alles ansah, was er gemacht hatte, war zwar alles gut, aber dafür war auch die Familie noch nicht da. Der verfrühte Optimismus rächte sich, und die Sehnsucht des Menschengeschlechtes nach dem Paradiese ist hauptsächlich als der glühende Wunsch aufzufassen, einmal, nur ein einziges Mal ohne Familie dahinleben zu können“. Kurt Tucholsky (zit.n. Schneewind 1999, 13)

Die Familie ist in unserer Gesellschaft seit Jahren Gegenstand kontroverser Diskussionen. Christlich-konservative Kreise einen verteidigen sie als Kern und Keimzelle der Gesellschaft und lassen empörte Kommentare verlauten über nicht-eheliche Lebensformen, Legalisierung homosexueller Partnerschaften und Wunschkinder aus der Retorte. Auf der anderen Seite wird vom Ende der Familie, ihrem Funktionsverlust und Wandel geredet. Die Medien berichten zum einen über immer neue Katastrophenmeldungen, zum anderen präsentiert die Werbung hunderte Male am Tag die „glückliche Rama-Familie“ beim Frühstück im Garten mit Rosen auf dem Tisch, Familienhund und Sonnenschein. Die Scheidungsraten steigen, die Kinderzahlen sinken, die Vielfalt der familiären Lebensformen wächst und die Kontroversen mit ihnen. Die Mythen um die Familie, die auch in Werbung und Öffentlichkeit exzessiv gepflegt werden, scheinen hingegen intakt. Sie lassen je nachdem an der Realität verzagen oder sind Motor aller Hoffnungen für das eigene ungelebte Leben. Der Familienmythen sind viele:

- 1) In der Idee der *romantischen Liebe* stellt die *emotionale Bindung* (nicht die Standes-, wirtschaftliche, berufliche) Bindung die eigentliche Basis der Partnerwahl dar.
- 2) In der Idee der *lebenslangen Ehegemeinschaft* („bis dass der Tod euch scheidet...“), trägt die Partnerschaft und Familie dauerhaft durch alle Krisen.
- 3) Die Idee *dauerhafter und leidenschaftlicher Liebe* wird zur Grundlage der ehelichen Beziehung.
- 4) In der Idee der *Wunsch Kinder* - am besten zwei - Junge und Mädchen, sind die Kinder immer hübsch, intelligent, sozial kompetent und gut erzogen. Kinder werden zum sinnstiftenden Grund für die Ehe. (vgl. Hantel-Quitmann 1997, III, 19)
- 5) Im Mythos der *Kernfamilie* (vgl. Grossenbacher 1995, 11f) wird die Familie dreifach überhöht:
 - 1) Die *Familie als „ein Leib“*: Die Angst der Väter um die Wirklichkeit der Vaterschaft wird gesichert in der Rolle des „*Pater familias*“, des Familienoberhaupts. Und die Angst vor dem Ungenügen der Mütter wird „gebannt“ in den *Mythos der bösen Stiefmutter*.
 - 2) Die *„Familie als ein Dach“*, unter dem sie lebt, das Hort und Ort der gemeinsamen Geborgenheit darstellt. Die könnte man auch als „*neue Häuslichkeit*“ bezeichnen, den Rückzug ins Private und den privaten Raum.
 - 3) Und schliesslich die *„Familie als ein Name“*, der sich als Faden der Identität und Kontinuität durch die Geschichte zieht.

Auch die Familienforschung hat über Jahre Thesen aufgestellt über die Entwicklung von Familie in modernen Gesellschaften und dabei ihre eigenen Mythen über Familien geschaffen.. Folgende Thesen können heute als widerlegt gelten:

- 1) Die Polarisierung „Grossfamilie früher“ vs. „Kleinfamilie heute“ muss überprüft werden. Eine klare Tendenz von der erweiterten Grossfamilie zur isolierten Kernfamilie hat sich so nicht bestätigt. Die teilweise romantisierenden Vorstellungen zur Grossfamilie müssen überprüft werden.
- 2) Die These vom „Funktionsverlust der Familie“ ist nicht bestätigt worden. Familien haben wichtige Funktionen für die Gesellschaft. Was angenommen werden kann, ist eine Funktionsverlagerung weg von ökonomischen Funktionen zur Sozialisationsfunktion und Funktion des emotionalen Spannungsausgleichs.

1.2 Familienwirklichkeiten - zweite Provokation

Entgegen allen Mythen ist die Wirklichkeit von Familien geprägt von den harten gesellschaftlichen Realitäten und Widersprüchen. Der Wunsch nach individueller Selbstverwirklichung, die harten wirtschaftlichen Bedingungen für Familien, die „strukturelle Rücksichtslosigkeit der Gesellschaft“ gegenüber Familien, der Konservatismus Schweizer Familienpolitik (Kindergeld, öffentliche Kinderbetreuung, Mutterschutz) und viele andere gesellschaftlichen Faktoren erschweren familiäre Lebenslagen.

Als Beispiel für die Erschwernisse, die Familie bringt, seien 10 Argumente von Paul für ein Leben ohne Kinder genannt (Paul 1996), so ernst wie schmunzelnd zur Kenntnis zu nehmen:

1. **Kinder machen Stress**
Dass Säuglinge schreien, ist nicht nur ein akustischer Horror: Schlaf und Nerven sind dahin, Krabbeln- und Grapschenkönnen verlangen permanente Alarmbereitschaft. Die Trotzphase endet nie. Zwischendurch die Pubertät: Pickel, Pop und Pampigkeit.
2. **Kinder machen Sorgen**
Kinderkrankheiten. Dann: Kindergartenprobleme. Dann: Kein Bock auf Schule. Dann: Numerus clausus, ungeliebtes Ausweichfach, vergebliche Jobsuche. Drogen vielleicht, vielleicht Gewalt. Oder Kostgänger bei Mama noch mit 30.
3. **Kinder machen Ärger**
Der Fussball in der Schaufensterscheibe; die Farbspraydose als Ausdrucksmittel; die beleidigte Erbtante.
4. **Kinder machen ein schlechtes Gewissen**
Weil man »Glucke« ist oder »Rabenmutter«, zuviel daheim oder berufstätig; weil man sie mit zu hohen Erwartungen belastet oder ihre Talente nicht entdeckt und fördert.
5. **Kinder machen dumm**
Statt Bildungsurlaub Buddeln im Ostseesand; statt Günter Grass Gebrüder Grimm; statt Politik und Kultur Hipp und Pampers.
6. **Kinder machen unfrei**
Arbeitgeber, Freunde, Liebespartner wechseln. Die Beziehung zum Kind ist unkündbar.
7. **Kinder belasten die Partnerschaft**
Mutterfrust ist Gift für die Gattenliebe. Stilleinlagen statt Wonderbra, Müdigkeit, Übergewicht, das Baby im Ehebett.
8. **Kinder machen arm**
Mütter mit Hochschulabschluss machen rund 800 000 Mark minus in zehn Jahren. Die »Erziehungsleistung« wird mit 13 Euro Rentenanspruch pro Kind und Monat honoriert. Das Kindergeld deckt nur einen Bruchteil kindlicher Konsumzwänge.
9. **Kinder zerstören die Karriere**
Während der Babypause überholen die Kolleginnen. Bewerbungen gegen zehn Jahre jüngere, kinderlose Überstunden-, Dienstreisen und Ortswechselbereite. Nur 5 Prozent aller höherqualifizierten Jobs in der Bundesrepublik sind Teilzeitjobs.
10. **Kinder sind undankbar**
Eltern sind immer reaktionär. Jahre der Aufopferung werden abgetan: »War ja nicht meine Idee, in diese beschissene Welt gesetzt zu werden.«

Andererseits gibt es berechtigte und unwiderlegbare Gründe für die Wichtigkeit von „Familie“ als einem der Kernbereiche unseres gesellschaftlichen Lebens:

„Die Familie erbringt für die Gesellschaft einerseits unschätzbare Leistungen, die in einem hoch industrialisierten Land 30 bis 50 Prozent des Bruttosozialprodukts ausmachen können. Hinzuweisen wäre etwa auf die vor allem von Frauen wahrgenommene Erziehung und Ausbildung der Kinder sowie die Pflege kranker, alter und behinderter Verwandter. Darüber hinaus sichert die Familie der Gesellschaft (Wirtschaft, Politik, Kultur, Wissenschaft usw.) den Nachwuchs, und sie trägt entscheidend zur Solidarität zwischen den Generationen bei. Als Lebensraum bedeutet sie für die Familienmitglieder Erholung, Ausgleich und emotionale Unterstützung. Aus diesem Grund können familiäre Beziehungen das physische und psychische Wohlbefinden aller Beteiligten positiv beeinflussen, und ihnen kommt eine wichtige Bedeutung für die spätere gesellschaftliche Integration und den sozialen Aufstieg der Kinder zu.“ (Grossenbacher 1995, 3).

2 Grundbegriffe zu Familie

2.1 Der Begriff „Familie“

Im Mittelalter bis in die frühe Neuzeit gab es in der deutschen Sprache noch keine eigene Bezeichnung für eine Eltern-Kind-Gruppe; hier musste die Umschreibung "mit Weib und Kind" aus- helfen. Der deutsche Begriff "hus" – "Haus" umschrieb und charakterisierte die damalige Sozial- form. Damit wurde sowohl das Gebäude als auch die darin lebende Gruppe bezeichnet, die Le- bensgemeinschaft des ganzen Hauses also.

Auch das Wort Familie bedeutete ursprünglich Haus. Es stammt von dem lateinischen Wort "fami- lia" ab, das wiederum seinen Ursprung im indogermanischen hat und "Haus" bedeutet. Damit war die Gesamtheit der in einem Haus lebenden Personen, einschliesslich das Gesinde bzw. die Hausklaven gemeint, jedoch nicht mehr das Gebäude selbst. So bedeutete auch im römischen Recht "familia" alles, was zum Haus gehörte – sowohl Personen als auch Sachen.

Im mittelalterlichen Sprachgebrauch wurde das Wort "familia" für Leute, die von einem Haus, einer Burg, einem Schloss oder einem Fürstenhof abhängig waren, verwendet. Diese dort lebenden Personen standen untereinander nicht unbedingt in einem verwandtschaftlichen Verhältnis.

Im 18. Jahrhundert vollzog sich ein struktureller Wandel, der auch die Art des gemeinschaftlichen Zusammenlebens stark beeinflusste. Merkmale dieses Wandels waren: Trennung von Wohnen und Erwerb; vertiefte Mutter-(Eltern)-Kind-Beziehung; Herauslösung der Dienstboten aus der engen Gemeinschaft der Hausangehörigen und die Entstehung von Haushalten mit vorwiegend verwand- ten Familienangehörigen. Dieser strukturelle Wandel verlangte nach einem neuen Begriff, der die neuen Hausgemeinschaften, die vorwiegend aus blutsverwandten Personen bestanden, charakte- risierte. So wurde die "familia" zur "famille" bzw. zur "Familie".

In der Zeit der Industrialisierung bis heute veränderten sich die Familienformen stark. Wirksames Leitbild war über lange Zeit das bürgerliche Familienideal. Selbst heute gilt die *traditionell- bürgerliche Familie* immer noch als die Grundform der Familie, auch wenn sie bereits durch ande- ren Familienformen verdrängt wurde und heute nicht mehr die Regel darstellt. Die bürgerlich- traditionelle Familie erlebte ihr „goldenes Zeitalter“ in den 1950er Jahren, sie ist durch folgende Merkmale gekennzeichnet: Sie besteht „aus einem Mann und einer Frau, die legal verbunden in einer dauerhaften und sexuell exklusiven Ehe mit ihren Kindern in einem gemeinsamen Haus- halt leben. Dabei widmet sich der Mann voll dem Berufsleben, während die Frau sich vorwiegend aus der Berufstätigkeit zurückzieht, um volle Verantwortung für Haushalt und Kindererziehung zu übernehmen.“ (Schneewind 1995, 17).

Um nicht in Gefahr zu laufen, die verschiedenen anderen familialen Lebensformen einfach als de- fizitäre Abweichungen von der bürgerlich-traditionellen Normalform darzustellen soll der Begriff „Familie“ folgendermassen definiert werden:

„Familie ist eine Gruppe von Menschen (...), die miteinander verwandt, verheiratet oder verschwägert sind, gleichgültig, ob sie zusammen oder getrennt leben, ob die einzelnen Mitglieder noch leben oder – bereits verstorben – ein Glied in der Entstehung von Familie sind.“ (Schneewind 1995, 12).

Diese Definition versteht sich allgemein, sie nimmt nicht Bezug auf eine besondere wissenschaftli- che Richtung. In die Definition eingeschlossen ist als Voraussetzung ein Generationenverhältnis: Familie hat immer etwas mit Eltern und Kindern zu tun. Jeder hat Vater und Mutter, selbst wenn er sie nie erlebt und gekannt hat. Er ist und bleibt ihr Kind. Man ist nie niemandes Kind. Diese zwei Existenzdimensionen des Kindlichen und des Elterlichen machen den Familienmenschen aus. Sie gehen jeder Form von tatsächlich wahrgenommener und konkret erfahrener Eltern-Kind- Beziehung voraus als deren Bedingung.

2.2 Funktionen und Kennzeichen der Familie

Die Funktionen der Familie liegen in der Befriedigung gesellschaftlicher wie individueller Bedürfnisse, die sich wechselseitig durchdringen. Die folgenden Funktionen lassen sich unterscheiden:

- die *Reproduktionsfunktion*, d.h. die Zeugung von Nachkommen, die auf der individuellen Ebene zur Befriedigung u.a. von sexuellen Bedürfnissen und auf der gesellschaftlichen Ebene zur Sicherung des Personenbestandes der Sozietät führt;
- die *Existenzsicherungs- und Produktionsfunktion*, d.h. die Befriedigung individueller physischer und psychischer Bedürfnisse (wie z.B. Ernährung, Schutz, Gesundheit), die auf gesellschaftlicher Ebene eine Voraussetzung für die Verfügbarkeit der einzelnen Person im Produktionsprozess ist;
- die *Regenerationsfunktion*, die auf dem Wege individueller und gemeinschaftlicher Freizeitgestaltung zu einer Kräfteerneuerung und Selbstverwirklichung führen kann. In gesellschaftlicher Sicht dient diese Funktion der Wiederherstellung der Produktionskraft der Gesellschaftsmitglieder;
- die *Sozialisations- und Erziehungsfunktion*, die für den einzelnen den Erwerb einer Fülle von Kompetenzen und aus gesellschaftlicher Perspektive die Möglichkeit zur Nutzung dieser Kompetenzen für übergeordnete Zwecke der Gemeinschaft mit sich bringt;
- die *Platzierungsfunktion*, bei der es individuell um die Verwirklichung von Bildungs- und Berufsinteressen und gesellschaftlich um die Erhaltung eines im internationalen Vergleich konkurrenzfähigen Bestands an Arbeitskräften geht.

3 Familie und Gesellschaft - Familiensoziologie

In diesem Kapitel geht es um die Familie als gesellschaftliche Institution. Zum einen geht es darum, wie sich „Familie“ im Lauf Zeit gewandelt hat. Welchen Einfluss hatte die in unserem Kulturkreis feststellbare Pluralisierung und Individualisierung von Lebensformen auf Familien. Zum anderen betrachten wir heutige Zusammenhänge zwischen Familie und Beruf und die vielfältigen gesellschaftlichen Leistungen, die Familien erbringen.

3.1 Familienformen im Wandel der Zeit

3.1.1 Die vorindustrielle Zeit: Der Mythos der Grossfamilie

Häufig wurde die Meinung vertreten, dass in der vorindustriellen Zeit ausschliesslich Grossfamilien im Sinne von Drei-Generationsfamilien (Grosseltern, Eltern, Kinder) vorherrschten. Erst durch die Industrialisierung und Verstädterung seien die Kernfamilien (Zwei-Generationsfamilien) entstanden. Diese Verkernungshypothese wird heute als Theorie verworfen.

In der vorindustriellen Zeit bildete das ganze Haus die dominante Arbeits- und Lebensform. Das Familienoberhaupt eines ganzen Hauses hatte die hausväterliche Gewalt (Rechte und Verantwortung) gegenüber allen Bewohnern, d.h. gegenüber seiner Ehefrau, seinen Kindern, dem Gesinde etc. Sie alle trugen zur gemeinsamen Existenzsicherung bei. Die Gründung einer Familie unterlag deshalb gewissen Vorschriften. So konnten zwei nur heiraten, wenn sie darlegen konnten, dass die Hausgemeinschaft künftig gesichert sein würde. Das heisst: Es war nicht allen erlaubt zu heiraten; viele blieben ledig und lebten als Inwohner oder Gesinde in einer Hausgemeinschaft. Das Heiratsalter war bei den Männern durchschnittlich recht hoch; meist durch den Umstand, dass der eigene Haushalt zuerst zusammengespart oder der Erbgang abgewartet werden musste. Das hohe Heiratsalter hatte eine Verkürzung der Fruchtbarkeitsphase zur Folge, so wurden in der Regel 5-6 Kinder pro Ehe geboren. Durch die ebenfalls sehr hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit erreichten nur wenige der Kinder das Erwachsenenalter. Verbunden mit der niedrigen Lebenserwartung ergab sich so eine durchschnittliche Haushaltgrösse von 3 bis 5 Personen.

Das Verhältnis des Ehepaares, wie dasjenige zwischen den Eltern und Kindern, war weniger von Gefühlen bestimmt als von den Anforderungen der Familienwirtschaft. Das Kinder haben hatte vor allem ökonomische Gründe. Zum einem wurden die Kinder als Erben und Namensträger gebraucht, zum anderen als Arbeitskräfte und zur Alterssicherung der Eltern. Die Kinder wuchsen in die Lebenswelt des ganzen Hauses hinein, waren ein Teil von ihr, ohne dass ihnen besondere Aufmerksamkeit und Zuwendung zukam. Kinder wurden sehr früh zur Mitarbeit angehalten, sie gehörten zur Ökonomie des "ganzen Hauses". Dort leisteten sie dieselbe Arbeit wie das Gesinde; oft gingen auch sie einer ausserhäuslichen Erwerbstätigkeit nach. Wenn die Kinder zur Schule durften, mussten sie ihre Arbeit in der schulfreien Zeit bewältigen; Arbeitstage zwischen 12-14 Stunden waren keine Seltenheit. In Heimarbeiterfamilien mussten teilweise schon 5-6jährige Kinder mitarbeiten. Normalerweise wurden Kinder im Alter von 8-10 Jahren ins Arbeitsleben mit einbezogen.³

Bedürfnisse von Kindern wurden kaum wahrgenommen. Sie wurden nur mit dem Nötigsten, Kleidung und Nahrung, versorgt. Statt Erziehung im heutigen Sinn gab es moralische Anleitung, Einübung in Gottesfurcht, Gehorsam und Tugend, und dies oft verbunden mit körperlicher Zurechtweisung. Die Mutter, eine wichtige und unabhkömmliche Arbeitskraft, übertrug die Kinderbetreuung bald anderen Personen. Die Beziehung zu den Kindern war emotional wenig gebunden. Mit ein Grund dafür war sicher die hohe Kindersterblichkeit, die es nicht zuliess, sich zu fest an ein Kind zu binden. Auch unter den Geschwistern kam kaum emotionale Bindung auf, da sie selten eine

³Den Heimarbeiterkindern bot später auch das Fabrikgesetz von 1877 keinen Schutz, obwohl es die Arbeit von noch nicht 14jährigen Kindern verbot.

homogene Gruppe bildeten. Ihr Altersunterschied war, durch das Wegsterben einiger Geschwister, meist recht gross. Das Eltern-Kind-Verhältnis wurde auch durch Wiederverheiratung von Witwer und Witwe belastet, ein Umstand der sehr häufig vorkam.

Jugendliche ersetzten im elterlichen Betrieb das Gesinde oder gingen auswärts in den Gesindedienst. Ledige Frauen arbeiteten meist als Dienstboten oder im Gesindedienst. Für ledige Männer gab es die Möglichkeit des Solddienstes, der Gesellenwanderung und der Neuansiedlung. Viele hofften dennoch einen bescheidenen Hausstand gründen zu können, um so der Verfügungsgewalt der Eltern oder Arbeitgeber zu entkommen. Für viele war der Gesindedienst und für Männer auch der Gesellendienst eine Übergangszeit, in der Geld für die Mitgift gespart werden konnte und in der "berufliche" Fähigkeiten angeeignet werden konnten. Bei der Auswahl des Ehegatten zählten somit vor allem das Vermögen, die Arbeitskraft und die dafür nötige Gesundheit.

3.1.2 Industrialisierung und die Entstehung der bürgerlichen Familie

In Europa war die Industrialisierung zwischen 1800 und 1850 so weit fortgeschritten, dass sie auch soziale und politische Verhältnisse stark beeinflusste. Eine Trendsetterfunktion übernahm das Bürgertum, das die Begriffe „Familie“ und „Kindheit“ bis in die heutige Zeit stark prägte.

Trennung von Wohnen und Erwerb

Die Industrialisierung hat durch ihre wirtschaftliche Umstrukturierung eine bedeutende soziale Veränderung hervorgebracht, nämlich die Trennung von Wohnen und Erwerb. Damit verbunden war die Auflösung der Arbeits- und Lebensgemeinschaft des ganzen Hauses, wie auch die Herauslösung von nichtverwandten Personen aus der Gemeinschaft. Das Leben wurde

- in einen ökonomischen, ausserhäuslichen Bereich der Erwerbstätigkeit und
- in einen privaten, familialen Bereich aufgeteilt.

Die Arbeitskraft der ArbeiterInnen war für den Arbeitgeber nun nur noch wirtschaftlich interessant. Alle anderen Bereiche des Lebens wurden der Familie überlassen. Die Familie wurde zu einem Ort jenseits der Öffentlichkeit – zum Ort der privaten und emotionalen Beziehungen, geschützt vom bedrohlichen Leben draussen.

Spezialisierung von geschlechtsspezifischen Rollen innerhalb des Familiensystems

Bei dieser Aufteilung in einen ökonomischen und privaten Bereich des Lebens wurde der Mann ausschliesslich für die Erwerbstätigkeit zuständig. Die eigentliche Funktionsverlagerung geschah vor allem bei der Arbeit der Frau. Ihre Aufgabe lag im Privaten und Familialen, im Haushalt und in der Kindererziehung. Durch die Trennung von Erwerbstätigkeit (Lohnarbeit) und Hausarbeit verlor die Tätigkeit im Haus die Bedeutung von Arbeit und somit die gesellschaftliche Wertschätzung. Die Arbeit der Frauen hatte je nach Schichtzugehörigkeit aber andere Schwerpunkte.

- 1) Die Frau aus der Unterschicht (Arbeiterfamilien) hatte weiter zum Erwerb der Familie beizutragen und arbeitete somit auch in ausserhäuslichen Bereichen. Die Hausarbeit musste sie auf ein Minimum reduzieren und für die Kindererziehung hatte sie kaum Zeit.
- 2) Im Gegensatz dazu der mittelständische Haushalt, in dem die Kinderpflege und -erziehung nebst dem Haushalt zu einer wichtigen Aufgabe wurde.
- 3) In den grossbürgerlichen Haushalten hatte die Frau über die Dienstboten zu wachen und das Haus aus Repräsentationsgründen gepflegt und geschmückt zu halten.

Mit der Trennung des Arbeitsbereichs von Mann und Frau ging eine entsprechende Einschränkung der Frau auf eine immer enger werdende gesellschaftliche und ökonomische Rolle einher. Die Arbeit als Mutter, Gattin und Hausfrau setzte Fähigkeiten wie Hilfsbereitschaft, Mitgefühl und Interesse an anderen Menschen voraus. Auch erfuhr die familiäre Tätigkeit eine andere Entschädigung als die Berufsarbeit. Nicht Lohn, sondern die Befriedigung der Bedürfnisse anderer Personen stellte die Belohnung dieser Arbeit dar. All diese Eigenschaften wurden nun als typisch weiblich definiert, sie galten als eigentliche Wesensmerkmale der Frau, die somit genau für die Familie geschaffen war.

Pädagogisierung der Kindheit

Der Kindererziehung und der Kinderpflege wurde nun auch von Philosophen, Theologen, Medizinern und vor allem von Pädagogen eine grosse Beachtung geschenkt. Der Grund für diese Aufmerksamkeit den Kindern und der Kindheit gegenüber lag in der Entdeckung, dass das Verhalten des Erwachsenen eine Konsequenz seiner Entwicklungsmöglichkeiten in der Kindheit ist.

Der Status des Kindes ändert sich erst im 18. Jahrhundert, als es nicht mehr nur darauf ankommt, dass Individuen die ihnen sozial vorbestimmten Plätze einnehmen. Pädagogik wird wichtig, weil soziale Positionen nicht mehr nur von Geburt, sondern auch von Fähigkeiten und Ausbildung abhängen.

Ein Indiz dafür war die Einführung der Schulpflicht, die zwischen 1830 und 1848 überall durchgesetzt wurde.⁴ Das Bürgertum setzte die Schule ein, um die Phase der Kindheit für das intensive Training von Wissen und Verhalten zu nutzen. Nicht für alle Kinder gab es aber die gleichen Bildungschancen, denn nicht für alle standen die selben Schulen offen. Die bürgerliche Kindheit beinhaltete Spielen und Lernen. Kleinbäuerliche und proletarische Kindheit bedeutete noch lange ins 19. und auch 20. Jahrhundert hinein wenig schulische Lernmöglichkeiten und lange Arbeitszeiten.

Der Einfluss des bürgerlichen Familienideals auf die anderen Schichten

Das Bürgertum kam durch Handel und Gewerbe zu Reichtum und Einfluss und später auch zu politischer Macht. Das Bürgertum war es auch, das den Anspruch auf wirtschaftliche, gesellschaftliche und bildungsmässige Selbstentfaltung jedes einzelnen Individuums stellte. Erst die Bundesverfassung von 1848 schrieb auf eidgenössischer Ebene den Grundsatz fest, dass es fortan keine 'Vorrechte des Ortes, der Geburt, der Familien oder Personen' mehr geben sollte. Nun konnte also alle heiraten, und das Gesinde und die volljährigen Kinder wurden aus der hausväterlichen Gewalt entlassen.

Das bürgerliche Familienideal, mit der Frau als Gattin, Mutter und Hausfrau und dem Mann als Familienoberhaupt und Ernährer, galt für andere soziale Schichten immer mehr als anzustrebende Familienform. Die Kinder- und Frauenschutzmassnahmen, wie der Aufbau des Sozialversicherungswesens und die steigenden Löhne der Arbeiter unterstützten das Bestreben zur Nachahmung des bürgerlichen Familienideals. Zum einem wurde es immer mehr Arbeiterfamilien möglich aus dem knappen Lohn des Mannes zu leben. Zum anderen mussten die Kinder, die durch das Fabrikgesetz (Kinderarbeitsverbot) freigestellt waren, von der Mutter betreut werden, damit sie nicht länger auf der Strasse herumlungerten. Die Frau (Arbeiterfrau), jetzt wirtschaftlich abhängig von ihrem Mann, hatte aber dadurch die Möglichkeit, den Abhängigkeiten, Ausbeutungen und Zwängen der Berufswelt zu entfliehen. Zudem empfand man schon bald ausserhäusliche Arbeitstätigkeit von Frauen als unschicklich, da sie nicht dem weiblichen Wesen entsprach. Dieser Umstand drängte im Besonderen alleinstehende Frauen gesellschaftlich und wirtschaftlich an den Rand, zumal Frauenarbeit auch noch schlecht bezahlt wurde. Das bürgerliche Familienideal setzte sich jedoch kaum bei Bauernfamilien durch. Deren Produktion und Organisation glich noch stark bis ins 20. Jahrhundert der des ganzen Hauses.

3.1.3 Das bürgerliche Familienideal als Vorbild für die Familien im 20. Jahrhundert

Das bürgerliche Familienideal hat sich in verschiedenen sozialen Schichten etabliert. Es wird auch zum Ideal und Vorbild für die im 20. Jahrhundert dominante Familienform, oft als "traditionelle Familie" bezeichnet, mit den folgenden Kennzeichen:

- 1) die räumliche Trennung von Produktion und Reproduktion, Öffentlichkeit und Familienleben, Erwerbsarbeit und Hausarbeit;
- 2) eine geschlechtliche Aufgabenteilung, nach der der Mann für die ausserhäusliche Sphäre des Erwerbs und die Frau für die private Sphäre der familialen Alltagsarbeit zuständig war;

⁴Die Schulpflicht verhinderte, dass die Kinder nicht mehr so früh in den Gesindedienst geschickt wurden, die Kinderarbeit konnte sie jedoch nicht verhindern.

- 3) eine patriarchale Binnenstruktur von Familie, mit dem Mann als Familienoberhaupt und Ernährer, der die Autorität über Frau und Kinder hatte;
- 4) eine sentimentale Auffüllung der Familienbeziehungen und die Emotionalisierung des Verhältnisses von Eltern und Kindern; sowie schliesslich
- 5) eine Ausweitung und Intensivierung der Kindererziehung." (RERRICH 1988, 40)

Diese Familienform galt lange bis ins 20. Jahrhundert als die einzig richtige und natürliche Familienform, die es unter allen Umständen zu verteidigen galt. Die 50 und 60er Jahre des 20. Jahrhunderts waren sozusagen das „Goldene Zeitalter“ der bürgerlichen Familie. Die Wünschbarkeit dieser Lebensform war unbestritten, Alternativen gab es kaum. Dank der Hochkonjunktur nach dem 2. Weltkrieg konnten die jungen Leute früh heiraten und der Anteil an Ledigen sank auf historische Tiefstwerte. Gleichzeitig blieb die Ehe vorläufig die einzig akzeptierte Form heterosexuellen Zusammenlebens, da sowohl voreheliche Sexualität als auch nichteheliches Zusammenleben („wilde Ehe“) verpönt waren. Die klassische Arbeitsteilung wurde kaum hinterfragt. Dank steigender Löhne konnten sich immer mehr Männer eine vollberufliche Hausfrau leisten.

Gegen Ende der 60er Jahre und vor allem ab den 70er Jahren fiel die bürgerliche Ehekonstruktion (mit ihrer Einheit von Sexualität, Zusammenleben und Ehe) sozusagen auseinander. Zum ersten wurden voreheliche sexuelle Erfahrungen bei der jungen Generation populär, und auch die Diskriminierung ausserehelicher Kinder und lediger Mütter erwies sich als unhaltbar. 1978 wurden eheliche und nicht-eheliche Kinder im Rahmen des neuen Kindsrechts gleichgestellt, auch was Erbsprüche betrifft. In den 70er Jahren gewannen nichteheliche Lebensformen bei jungen Leuten rasch an Verbreitung, und die Heiratsraten sanken entsprechend. Gleichzeitig setzten sich partnerschaftliche Ehevorstellungen immer stärker durch; eine Entwicklung, die mit dem Inkrafttreten des neuen Eherechts 1988 ihre rechtliche Verankerung fand. Ab 1966/67 kam es zudem zu einem rasanten Anstieg der Scheidungshäufigkeit, was die Idee der Ehe als unauflösliche Institution grundsätzlich erschütterte. In den 70er Jahren wurde deshalb das kurz bevorstehende Ende der Ehe prophezeit.

Diese Voraussagen erwiesen sich jedoch als voreilig. Ab Mitte der 80er Jahre erfuhren Heirat und Ehe eine gewisse Wiederaufwertung. Dank dem Durchbruch partnerschaftlicher Ehevorstellungen bzw. durch den Abwurf traditionellen 'Ballasts' wurde die Ehe wieder attraktiver (und die Heiratszahlen stiegen zeitweise wieder an). Gleichzeitig trugen die wirtschaftlichen Unsicherheiten dazu bei, dass die Bedeutung der Ehe als private Solidargemeinschaft erneut hervorgehoben wurde.

Die Ehe hat heute ihre Monopolstellung als einzig legitime Lebensform endgültig verloren. Trotz verzögerter Familiengründung und Entinstitutionalisierung der Ehe gibt es insgesamt aber kaum Hinweise auf eine allgemeine Abkehr von der Familie. Dem Familienleben (mit Kindern) wird im heutigen Europa immer noch ein hoher subjektiver Wert zugemessen, wenn auch bedeutsame Unterschiede in der Bewertung von Elternschaft je nach Altersgruppe (bzw. Generation) und Land bestehen. Zum anderen lässt sich, obgleich alle westeuropäischen Länder eine verzögerte Familiengründung aufweisen, kein europaweiter Trend zu erhöhter Kinderlosigkeit festhalten. Der Anteil von Frauen, die eine Mutterschaft erleben, ist in den meisten europäischen Ländern weiterhin sehr hoch.

3.1.4 traditionelle Familie und »nicht-traditionelle« Alternativen

»Traditionelle« Perspektive	»Nicht-traditionelle« Perspektive
legal verheiratet	Singles; nicht-eheliche Lebensgemeinschaft
mit Kindern	bewusste Kinderlosigkeit
zwei Elternteile	Ein-Elternteil-Familie ledig / früher verheiratet)

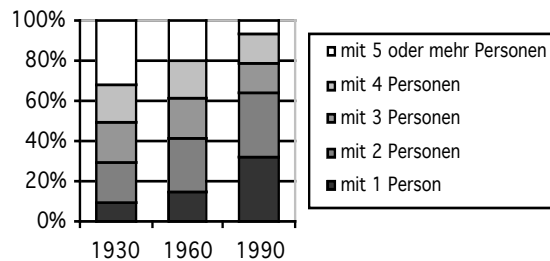
Permanenz der Ehe	Scheidung, Wiederverheiratung (binukleare Familien, mit oder ohne gemeinsames Sorgerecht, Stieffamilien)
Mann als primärer Verdiener	Androgyne Ehe (einschl. »offene Ehe«, Zweikarrieren-Ehen)
Sexuelle Exklusivität	Aussereheliche Beziehungen (z.B. sexuell offene Ehe, Partnertausch)
Heterosexualität	gleichgeschlechtliche intime Beziehungen
Zwei-Erwachsenen-Haushalt	Multi-Erwachsenen-Haushalt (z.B. erweiterte Familien, Kommunen, Wohngemeinschaften)

3.1.5 Wandel und Kontinuität von Lebensformen in den letzten 20 Jahren in der Schweiz

Haushaltgrösse

Der Trend zu Klein- und Kleinsthaushaltungen hat sich weiter verstärkt. Haushaltungen mit mehr als vier Personen sind selten geworden. Kollektive Wohnformen haben - trotz zeitweiser Medienaufmerksamkeit - wenig Verbreitung gefunden.

Haushaltgrösse in der Schweiz



Der Anteil von Personen in Ein-Personen-Haushaltungen ist angestiegen, dies v.a. bei jüngeren Erwachsenen und älteren Menschen. Hingegen ist der Anteil permanent alleinlebender Frauen und Männer eher gesunken (von heutigen Frauengenerationen leben nur rund 5% ohne je eine Partnerschaft erlebt zu haben).

Wertschätzung von Familie und Ehe

Auf der Ebene allgemeiner Werte geniesst das Familienleben auch bei jüngeren Generationen einen hohen Stellenwert. Selbst die allgemeine Einschätzung der Ehe ist in den letzten fünfzehn Jahren nicht gesunken. Von allen abgefragten Lebensformen geniesst die Ehe auch bei jungen Generationen allgemein die höchste Wertschätzung, gefolgt vom nichtehelichen Zusammenleben.

An Bedeutung gewonnen hat eindeutig das nichteheliche Zusammenleben, insbesondere bei jungen Erwachsenen. Und mehr als zwei Drittel der heute Heiratenden haben schon vorher zusammengelebt. Die grosse Mehrzahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften in der Schweiz ist (noch) kinderlos. Verhalten und Partnerschaftsformen ehelicher und nichtehelicher Paare unterscheiden sich im übrigen wenig, wenn Alter, Dauer des Zusammenlebens und Kinderzahl berücksichtigt ist.

Zeitpunkt der Eheschliessung und Familiengründung

Die Eheschliessung und Geburt von Kindern erfolgt heute später. In der Regel wird geheiratet, wenn ein Kind gewünscht wird. Das mittlere Alter einer Frau bei der (ehelichen) Erstgeburt hat sich in der Schweiz zwischen 1975 und 1998 von 25.7 auf 28.4 Jahre erhöht. Damit gehört die Schweiz zur Gruppe der Länder mit relativ später Familiengründung. Das Alter bei der Familiengründung ist eng mit dem Bildungsstatus assoziiert (je höher der Bildungsstatus der Frau, desto später und weniger Kinder gebärt sie).

Arbeitsteilung und Partnerschaftlichkeit

Partnerschaftliche Entscheidungsformen in der Ehe haben sich weiter durchgesetzt. Demgegenüber blieb die faktische Arbeitsteilung vielfach noch traditionell. Auch heute wird die überwiegende Mehrheit der Haus- und Familienarbeit durch Frauen übernommen. Dies gilt selbst dort, wo die Frau erwerbstätig ist.

Junge Väter engagieren sich etwas stärker und intensiver an der Kindererziehung. Eine Rollenkehr (Frau erwerbstätig, Mann übernimmt vollberuflich den Haushalt) ist sehr selten. Häufiger sind hingegen Formen von Teilzeitarbeit, zunehmend auch bei jungen Männern.

Stadt und Land

Junge Familien konzentrieren sich überdurchschnittlich in mittelgrossen bis kleinen Gemeinden, wogegen grossstädtische Gebiete eher durch nicht-familiale Haushaltungen charakterisiert sind.

ausländische Familien

Zahl und Anteil von Familien ausländischer Nationalität oder ausländischer Herkunft sind deutlich angestiegen. Ausländische Familien übernehmen meist sehr bald schweizerische Normen und Werte. Das Armutsrisiko und Ausbildungsdefizite sind allerdings bei ausländischen Familien überdurchschnittlich.

Kinderlosigkeit

Kinderlosigkeit ist in der Schweiz ansteigend. Im europäischen Vergleich gehört die Schweiz zusammen mit Deutschland zu den Ländern mit deutlich steigender Kinderlosigkeit. Besonders häufig kinderlos bleiben Frauen mit tertiärer (höherer) Ausbildung. Interessanterweise haben diese Frauen nicht von vornherein einen geringen Kinderwunsch, sondern der Wunsch nach Kindern reduziert sich erst im Laufe der Zeit. Hauptursache steigender Kinderlosigkeit in Deutschland und der Schweiz sind familial-berufliche Unvereinbarkeiten.

Kinderkosten – Eltern-Kind-Beziehungen

Die Kinderkosten sind hoch und werden von jungen Eltern zunehmend auch als hoch bewertet. Die Gründe für Kinder sind primär emotionaler Art. Die Erziehungskompetenzen junger Frauen und Männer sind eher höher als früher, und auch die Eltern-Kind-Beziehungen sind eher besser als schlechter geworden. Enge Kontakte zwischen Eltern und Kindern bleiben auch nach Wegzug aus dem Elternhaus bestehen.

Eheauflösung durch Scheidung und Verwitwung

Die Scheidungshäufigkeit ist weiter angestiegen, wobei etwas mehr als die Hälfte aller Scheidungen Paare mit minderjährigen Kindern betrifft. Der Anteil von Scheidung betroffener Kinder ist entsprechend angestiegen (Kinder der Geburtsjahrgänge 1970-74 erlebten vor dem 20. Altersjahr zu 16% eine Scheidung ihrer Eltern). Kinder aus Scheidungsehen haben später selbst ein höheres Scheidungsrisiko.

Die häufigste Form der Eheauflösung ist jedoch weiterhin die Verwitwung, welche allerdings heute vermehrt im höheren Lebensalter auftritt. Aufgrund geschlechtsspezifischer Unterschiede von Heiratsalter und Lebenserwartung haben Ehefrauen ein doppelt so hohes Verwitwungsrisiko als Ehemänner.

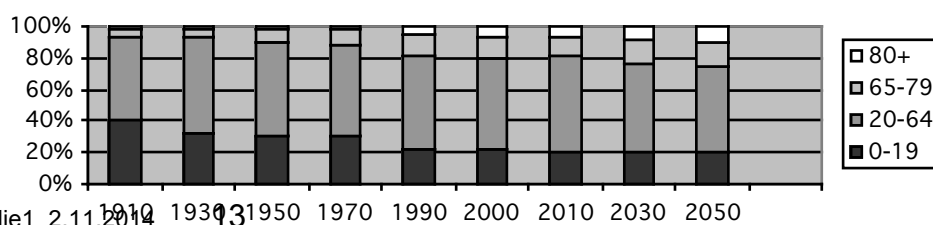
Nicht-traditionelle Familienformen

Der Anteil der Alleinerziehenden ist seit Mitte der 70er Jahre etwa konstant geblieben, hingegen haben Zahl und Anteil von Fortsetzungsfamilien erhöht. Gegenwärtig sind um die 7-8% aller Familien mit Kindern Ein-Eltern-Familien und weitere 8% sind Fortsetzungsfamilien. Alleinerziehende Frauen haben weiterhin ein hohes Armutsrisiko. Bei Fortsetzungsfamilien ist namentlich die anomische Rollensituation häufig. Zahl und Anteil von Ein-Eltern-Familien und Fortsetzungsfamilien werden in öffentlichen Diskussionen systematisch überschätzt.

Generationenverhältnis und Unterstützungsleistungen

Die Tendenz zu wenigen Kindern hat zu veränderten verwandtschaftlichen Beziehungen geführt: Zum einen nimmt die Zahl naher Verwandter (Geschwister, Tanten und Onkeln, Cousinen und Cousins) ab. Dadurch wird die Bedeutung vertikaler Beziehungen zwischen (Kinder – Eltern –

Altersstruktur der Schweizer Bevölkerung



Grosseltern) grösser. Zum andern hat die steigende Lebenserwartung dazu geführt, dass die gemeinsame Lebenszeit von Familiengenerationen deutlich angestiegen ist. Eltern-Kind-Beziehungen bleiben lange erhalten, aber auch aktive Enkelkinder-Grosseltern-Beziehungen sind heute häufiger möglich als früher.

Abgesehen von einer kurzen Lebensphase (Familiengründung und Familie mit minderjährigen Kindern) vermitteln Haushaltsdaten ein verfälschtes Bild familialer Beziehungen. Vor allem in späteren Lebensphasen dominiert eher der Typus der 'multilokalen Mehrgenerationenfamilie' (enge Beziehungen, aber getrenntes Haushalten).

Studien zu familial-verwandtschaftlicher Hilfe und Unterstützung weisen auf eine erstaunliche Kontinuität familial-verwandtschaftliche Netzwerke hin. Familial-verwandtschaftliche Strukturen haben sich zwar aus demographischen Gründen (Geburtenrückgang kombiniert mit Langlebigkeit) verändert, aber die intergenerationelle familiäre Solidarität zeigt keine 'Zerfallerscheinungen'. Auch Befürchtungen, dass sozialstaatliche Angebote familiäre Hilfe und Unterstützung 'untergraben' würden, finden keine empirische Belege – eher ist das Gegenteil der Fall. Im übrigen verlaufen intergenerationelle Transfers gleichermassen von Jung zu Alt als auch von Alt zu Jung.

3.1.6 Thesen zum aktuellen Wandel der Lebens- und Familienformen

- Der Wandel von Lebensformen und Lebensführung erfolgt im Kontext des Wandels der Gesellschaft und ist nur in diesem Zusammenhang verstehbar. Wahrscheinlich ist eine weitere Ausdifferenzierung von unterschiedlichen Lebensformen bei gleichzeitig weiter abnehmenden normativen Verbindlichkeiten (Wandel von *der* Normalbiographie zu *den* Normalbiographien).
- Lebensformen werden häufiger nicht auf Dauer, sondern angepasst an die jeweilige Lebenssituation begründet und aufrechterhalten. Dies führt zu einer zunehmenden Verschmelzung von Lebensform und Lebensphase. Viele Lebensformen erhalten den Charakter von Durchgangsstadien. Dies gilt angesichts der hohen Lebenserwartung schlussendlich auch für die Phase aktiver Elternschaft. Ein Wandel der Lebensform schliesst im übrigen nicht einen Wechsel der Partnerin/des Partners voraus.
- Die Vielfalt auf der Ebene der rechtlichen oder haushaltsbezogenen Merkmale von Lebensformen wird sich nicht wesentlich erhöhen. Hingegen dürften die Variationen in der individuellen Gestaltung der jeweiligen Lebensformen zunehmen. Zum Beispiel finden sich heute innerhalb der Lebensform 'Ehepaar' vielfältige Formen ehelichen Zusammenlebens (von Hausfrauenehe bis hin zu 'dual career-couples, living-apart-together').
- Vielfalt und Fluktuationen sind primär Merkmale der ersten Phase der Partnerschaftsbiographie und der Familienkarriere. Die Familiengründung findet heute später statt, und dadurch hat sich eine Lebensphase ausdifferenziert, die zwischen Auszug aus dem Elternhaus und der Familiengründung plaziert ist. Im mittleren Lebensalter zeigt sich weiterhin eine starke Konzentration auf Paarhaushalte mit Kind/ern. Im späteren Lebensalter reduziert sich die Haushaltsgrösse erneut, ohne dass es jedoch zur Auflösung familialer Beziehungen kommt. Auch zukünftig dürfte in späteren Lebensphasen der Typus der multilokalen Mehrgenerationen-Familie dominieren.

3.2 Beruf und Familie - zwei Lebensbereiche, ein Leben

Generell zeigen alle Studien, dass Beruf und berufliche Karriere bei jungen Generationen zwar nicht an Bedeutung eingebüsst haben, dass aber Beruf, Freizeit und Familienleben in einem Gleichgewicht stehen sollten. Gerade gut ausgebildete Männer und Frauen betonen vermehrt die Gleichwertigkeit aller drei Lebensbereiche, und gleichzeitig trauen sie sich zu, Beruf, Familie und Freizeit 'unter einen Hut' zu bringen.

Ein weiterer zentraler Wandel des Familienlebens besteht darin, dass in jüngeren Generationen zunehmend partnerschaftliche Familienformen betont werden. Die Norm, dass der Mann erwerbstätig ist und die Frau sich um Haushalt und Kinder kümmert, verliert an Boden. Das partnerschaftliche Modell (beide Partner sind erwerbstätig und teilen sich Familienarbeit) gewinnt klar an Wert-

schätzung, vor allem bei den gut ausgebildeten Frauen und Männern. Damit verliert auch das klassische Drei-Phasen-Modell (Unterbruch der Erwerbstätigkeit der Frau während der Phase mit Kleinkindern, später Wiedereintritt ins Berufsleben) immer mehr an Basis. An seine Stelle treten Modelle einer 'doppelten Berufskarriere' (dual-career) oder Formen von gemeinsamer Teilzeitarbeit, 'Job-Sharing' sowie eine verstärkte Nachfrage nach familienergänzender Kinderbetreuung. Dies gilt vor allem für gut qualifizierte Frauen und Männer.

Noch entsprechen viele Familienformen nicht den neuen Idealen, aber der Anteil von Paarhaushaltungen mit gemeinsamer Verantwortung für Hausarbeit ist gerade bei jungen Paaren ansteigend. Obwohl immer noch die Frauen den Hauptteil der Haus- und Familienarbeiten leisten, ist der Zeitaufwand von Vätern beträchtlich und ansteigend. Männer mit Kindern leisten pro Woche durchschnittlich 22 Stunden Haus- und Familienarbeit, wobei auffällt, dass junge Männer mit steigender Bildung deutlich mehr Familien- und Erziehungsarbeit leisten.

Die Frage, wie berufliche und familiäre Interessen vereinbar gemacht werden können, hat somit in den letzten Jahren eine verstärkte Bedeutung gewonnen, und sie dürfte auch für Unternehmungen wichtiger werden (und zwar um so mehr, weil in den nächsten Jahren die Zahl gut qualifizierter jüngerer Arbeitskräfte knapp werden dürfte).

Gegenwärtig befinden wir uns in der schwierigen Zwischenphase, in welcher partnerschaftliche Familienmodelle und bessere familial-berufliche Vereinbarkeit zwar immer stärker anerkannt werden, es jedoch noch viele praktische Barrieren gibt. Junge Eltern befinden sich oft in der Situation von 'Pionieren', welche neue Modelle zum Durchbruch zu verhelfen suchen.

Es gibt kein allgemeingültiges Modell, wie Familien- und Berufsleben am besten kombiniert werden können. Für nicht wenige Männer und Frauen hat das traditionelle Modell (Mann arbeitet, Frau kümmert sich um Kinder) weiterhin seine Bedeutung. Die Probleme und Wünsche ändern sich zudem je nach Lebensphase, und die Lage unmittelbar nach der Geburt eines ersten Kindes ist anders als die Situation mit Teenagern. Individuelle Wünsche und Bedürfnisse sollen also besser berücksichtigt werden, wenn es um die Vereinbarkeit von Familien- und Berufsleben geht.

In der ersten Familienphase (Phase mit Kleinkindern) sind es - neben finanziellen Kosten - vor allem zwei Probleme, welche häufig zu Schwierigkeiten führen:

- 1) Die hohe zeitliche Arbeitsbelastung: Die durchschnittliche Wochenarbeitszeit von jungen Müttern und Vätern beträgt - Erwerbs- und Familienarbeit zusammengezählt - je 63 Wochenstunden. Vorübergehende Reduktion der Arbeitszeit - via Teilzeitarbeit - kann hier eine Entlastung bringen.
- 2) Die Kleinkinderbetreuung welche faktisch rund um die Uhr gewährleistet werden muss: Hier entstehen oft zeitliche Unvereinbarkeiten, welche durch eine Teilzeitarbeit, aber auch durch eine bessere Rücksichtnahme von Unternehmen auf Kinderbetreuung entschärft werden können. Hilfreich sind hier auch alle Formen einer familienergänzenden Kleinkinderbetreuung.

Während eine zeitweise reduzierte Erwerbszeit bei Frauen recht häufig ist (27% der jüngeren erwerbstätigen Frauen arbeiten teilzeitlich), bestehen bei Männern bezüglich Teilzeitarbeit noch Hemmungen (und nur 6% der jüngeren erwerbstätigen Männer arbeiten teilzeitlich). Möglicherweise kann Teilzeitarbeit junger Väter - auch in Kaderpositionen - eher realisiert werden:

- 4) wenn im Betrieb Ansprechpartner bestehen, wo sich Interessierte über Vor- und Nachteile informieren können. Eine Diskussion mit Personen, welche ähnliche Erfahrungen gemacht haben, kann sich als nützlich erweisen, Chancen und Risiken besser abzuschätzen.
- 5) wenn eine Unternehmenskultur existiert, welche die Teilbarkeit von Verantwortung akzeptiert,
- 6) wenn familienbedingte Teilzeitarbeit explizit als vorübergehende Lebensphase und nicht als permanente Lösung angesehen und angeboten wird.

Die nachfolgende Checkliste zeigt einige konkrete Möglichkeiten auf, wie Familien- und Berufsleben besser vereinbar gemacht werden können.

Checkliste: Möglichkeiten zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Familien- und Berufsleben

A) Allgemeine familienpolitische Vorschläge

1. Bessere steuerliche Abzugsmöglichkeiten für Kinderkosten (gegenwärtig ist Armutsrisiko bei Kindern höher als in allen anderen Bevölkerungsgruppen)
2. Gesamtschweizerische Koordination der Familienzulagen (momentan riesiges Durcheinander und Probleme bei neuen Familienformen)
3. Verbesserter Zugang/Organisation von Alimementeninkasso und -bevorschussung für Alleinerziehende.
4. Einführung von Tagesschulen und frühere Einschulung der Kinder (analog wie in anderen europäischen Ländern)
5. Ausbau familienergänzender Kleinkinderbetreuung (Kinderkrippen, Horte, Tagesstätten) (Nachfrage übersteigt Angebot in der Deutschschweiz bei weitem).

B) Möglichkeiten auf betrieblicher bzw. unternehmerischer Ebene

- 3) Verbesserte Möglichkeiten zu Teilzeitarbeit auch für männliche Kadermitarbeiter (Reduktion etwa auf 80%). Oder auch: Reduktion auf 90% und dafür längere Familienferien
- 4) Bessere Möglichkeiten für unbezahlten Elternschaftsurlaub
- 5) Weniger kurzfristige Sitzungen und Besprechungen (Kinderbetreuung bei längerfristiger Planung von Terminen leichter organisierbar).
- 6) Mithilfe und Unterstützung bei der Organisation von Mittagstischen (zusammen mit Elterngruppen, Schulbehörden oder Kirchgemeinden)
- 7) Bereitstellung und Organisation eines Kinderbetreuungsdienstes für Notfälle (Krankheiten, Unfälle, unvermittelte Abwesenheit), z.B. in Form von 'rent-a-granny', getragen durch pensionierte MitarbeiterInnen der Unternehmung.
- 8) Präsentation von neuen Familienformen von Mitarbeitern in der Betriebs- oder Unternehmenszeitung ('Familien sichtbar gemacht'). (Rollenvorbilder sind wichtig).

3.3 Gesellschaftliche Leistungen von Familien

Die 'Familie' an sich existiert nicht, sondern wir haben eine Unmenge von Einzelfamilien unterschiedlichster Form, die unterschiedliche Lebensprobleme zu bewältigen und zu lösen versuchen. Oft sind die gesellschaftlichen Auswirkungen bestimmter Formen des Familienlebens langfristiger Art. Daher ist umstritten, inwiefern moderne Ehen und Familien ihre Aufgaben in adäquater Weise zu leisten vermögen. Aus diesem Grund ist es sinnvoll, zwischen familialen Aufgaben und Leistungen zu unterscheiden. Der Begriff 'Aufgabe' bezieht sich darauf, was Familien bzw. Familienmitglieder nach geltenden Normen leisten sollten. Der Begriff 'Leistung' spricht an, inwiefern Familien diese Aufgaben tatsächlich lösen.

3.3.1 Ehe und Familie - intime Lebensgemeinschaft und soziale Institution

Ehe und Familie haben ein Doppelgesicht: Einerseits wird eine kleine, intime Lebensgemeinschaft angesprochen, in der die Beziehungen persönlich geprägt sind. Andererseits gelten Ehe und Familie als bedeutsame soziale Institutionen, die bestimmte gesellschaftliche Aufgaben zu erfüllen haben. Das spannungsvolle Wechselspiel von persönlichen und institutionellen Aspekten ist ein wesentliches Merkmal der modernen Kernfamilie.

Ehe und Familie als intime Lebensgemeinschaft:

Der subjektive Wert von Ehe und Familie besteht wesentlich darin, dass sie intime Lebensgemein-

schaffen sind, in denen affektive und persönliche Beziehungen vorherrschen. In diesem Sinne erfüllt das Familienleben zentrale menschliche Bedürfnisse persönlicher und emotionaler Art. Gemeinsamkeit, Zusammenhalt, Vertrauen und Verbundenheit usw. stehen im Zentrum. Die Verwirklichung des Wunsches nach einem 'glücklichen' Familienleben ist zwar keineswegs selbstverständlich, aber zumindest zeitweise ist eine grosse Mehrheit von Frauen und Männer darin durchaus erfolgreich. Tatsächlich sind Paare bzw. Familien, die zusammenhalten, besser in der Lage, Stress, Lebenskrisen und Konflikte aus anderen Lebensbereichen (Schule, Beruf) zu bewältigen.

Unzweifelhaft tragen solidarische Ehe- und Familienbeziehungen in wesentlichem Masse zum persönlichen Wohlbefinden bei. Geborgenheit, persönliche Zuwendung und emotionale Unterstützung sind nicht allein für Säuglinge und Kleinkinder bedeutsam, sondern auch für Heranwachsende und Erwachsene. Tätigkeiten wie Trösten, Beraten, Aufmuntern, Zuhören, Vermitteln usw. gehören mit zur sogenannten Beziehungsarbeit. Diese familialen Tätigkeiten dienen nicht nur dem persönlichen Wohlbefinden, sondern sie wirken sich auf andere Lebensbereiche aus. Erholung im familialen Bereich erhöht die berufliche Leistungsfähigkeit, und von den 'regenerativen Leistungen' vieler Familien profitiert auch die Wirtschaft. Solidarische familiale Beziehungen zeigen positive Folgen für die Gesundheit, wogegen familiale Traumata während der Kindheit die Gesundheit im Erwachsenenalter beeinträchtigen können.

In modernen Gesellschaften ist die Familie zum einzigen institutionalisierten Lebensbereich geworden, in dem das Äussern von Gefühlen - und zwar nicht nur der Liebe, sondern auch der Angst, ja eventuell des Hasses - als erlaubt, ja als wünschenswert gilt, und in dem Gefühlsäusserungen als Ausdruck der Personhaftigkeit (und nicht z.B. als psychische Labilität) gelten. Familie ist für Kinder und Erwachsene ein Rückzugs- und Entspannungsbereich gegenüber dem ausserfamilialen Alltag. Nirgendwo sonst kann sich der einzelne so stark auf das diskussionslose und selbstverständliche Funktionieren von Schutz- und Hilfeleistungen verlassen wie in der Familie.

Es ist offensichtlich, dass die Emotionalisierung des Familienlebens auch ihre Kehrseiten aufweist. Zum einen können neben positiven auch negative Gefühlsäusserungen zum Vorschein kommen, und familiale Beziehungen haben nicht selten auch eine gewalttätige Seite. Zum anderen müssen Zusammenhalt und Verbundenheit ständig gepflegt werden. Liebe und gegenseitiges Vertrauen müssen immer neu geschaffen werden, und - wie die hohen Scheidungsraten zeigen - misslingt dies recht häufig. Gleichzeitig ist emotionale Beziehungsarbeit in vielen modernen Familien primär den weiblichen Familienmitgliedern übertragen.

Trotz verschiedener Vorbehalte lässt sich die enorme Bedeutung emotional-affektiver Leistungen von Familien (in ihren positiven wie negativen Ausprägungen) nicht genügend betonen. Ohne Familien wäre unsere Gesellschaft viel emotionsloser. Es gibt momentan kaum Alternativen, die in ähnlicher Weise eine dauerhafte emotionale Stützung und intime Solidarität zu gewährleisten vermögen.

Als Wohn- und Lebensgemeinschaften erfüllen Familien wichtige kulturelle Funktionen.

- Erstens sind Familien in einem gewissen Sinne Weltanschauungsgemeinschaften, die das Weltbild der Familienangehörigen in bedeutsamer Weise prägen. Untersuchungen zeigen, dass eine Übereinstimmung im Weltbild die Qualität des Ehe- und Familienlebens positiv beeinflusst. Auch die generationenübergreifende Solidarität wird von gemeinsamen Werthaltungen positiv beeinflusst.
- Zweitens ist die Familie eine wichtige Instanz zur Vermittlung von Sittlichkeit im weitesten Sinne - auch für religiöse und soziale Werthaltungen. Daneben wird das allgemeine Menschenbild durch familiale Erfahrungen mitgeprägt. So zeigt sich etwa, dass Kinder mit engen Beziehungen zu ihren Grosseltern weniger stereotype Vorstellungen über ältere Menschen aufweisen. Ebenso wird das Bild, das sich junge Menschen vom jeweils anderen Geschlecht machen, wesentlich, wenn auch nicht ausschliesslich, durch das Vorbild der Eltern geprägt. Die Familie reflektiert nicht nur die Werte einer Gesellschaft, sie schafft sie auch zu beträchtlichen Teilen.

Ehe und Familie als Institution

Oft wird angenommen, Ehe und Familie hätten ihre institutionelle Bedeutung vollständig eingebüsst. Die sogenannte Deinstitutionalisierung betrifft aber vor allem die Ehe - die institutionelle Beziehung von Ehemann und Ehefrau. Hingegen haben sich die institutionellen Regelungen hinsichtlich Elternschaft eher verstärkt. In diesem Bereich bestehen strikte Zuständigkeitsregeln, etwa über Erziehungs- und Unterhaltungspflichten. Zwar existiert eine grössere soziale Freiheit, sich für oder gegen Kinder zu entscheiden, aber wer sich für Kinder entscheidet, hat klare Pflichten und Aufgaben.

Als gesellschaftliche Institution erfüllt die Familie sachgemäss bedeutsame Ordnungs- und Orientierungsfunktionen. Sie erlaubt es nicht nur Kindern, sich gesellschaftlich zu orientieren, sondern sie ermöglicht es auch Erwachsenen, sich sozial zu plazieren. Die Rolle als Mutter oder als Vater schafft sozialen Bezug, und sie hilft mit, den eigenen Lebensweg sinnvoll zu gestalten. Eltern erhalten durch ihre Kinder einen festen Platz in der Welt. Die Kinder schaffen für Erwachsene die Elternrolle. Dies wird umso wichtiger, als dass es immer weniger vorgegebene Fixpunkte für die eigene Lebensgestaltung gibt und Individuen ihren eigenen Lebensweg gestalten dürfen bzw. müssen. Angesichts des ständigen Wandels der Umwelt und der erhöhten Mobilität im Berufsleben ermöglicht oft nur die Familie eine langfristige Ordnung des eigenen Lebenszyklus.

Die Ehe bietet vielen Männern und Frauen weiterhin eine gewisse persönliche und soziale Sicherheit. So gewährt sie zumindest zeitweise Berechenbarkeit und soziale Sicherheit. Sie hilft bei der psychischen Stabilisierung von Menschen mit. Umgekehrt erhöht ein Zusammenbruch familialer Beziehungen die Gefahr von Selbstmord, Suchtmittelmissbrauch usw. Verschiedene Untersuchungen zeigen, dass in stabilen Lebensgemeinschaften Lebende auch heute weniger krank sind und länger leben als Leute, die allein sind. Eine stabile Lebensgemeinschaft (ob mit Partnern und/oder Kindern) erhöht also die Lebenserwartung.

Eine (funktionierende) Ehe bzw. Partnerschaft wirkt sich auch positiv auf die wirtschaftliche Sicherheit aus. Erstens sind verheiratete Personen bei den Sozialhilfeempfängern eindeutig untervertreten. Zweitens weisen verheiratete Frauen und Männer ein unterdurchschnittliches Armutsrisiko auf, sowohl verglichen mit unverheiratet Alleinlebenden als auch mit alleinerziehenden Müttern.

3.3.2 Elternschaft, Kinderbetreuung und Kindererziehung

Elternschaft ist heute mehrheitlich bewusste Elternschaft, wobei die Entscheidung für oder gegen Kinder vielfach von beiden Partnern gemeinsam getroffen wird. Die generativen Entscheidungen junger Frauen bzw. junger Paare sind von enormer gesellschaftlicher Bedeutung, da die demographische Zukunft einer Gesellschaft von der Geburtenhäufigkeit bestimmt wird. Die Entscheidung jüngerer Generationen, weniger Kinder zu haben, wird in der Schweiz in den nächsten Jahrzehnten zu einer ausgeprägten demographischen Alterung führen.

Die Motive von Paaren für Kinder liegen heute hauptsächlich im emotional-affektiven Bereich (Gründung einer Familiengemeinschaft, Freude an Kindern, Interesse am Aufwachsen von Kindern usw.). Dagegen sind sozioökonomische Motive (Kinder als zukünftige Arbeitskräfte, Sicherung der eigenen Altersvorsorge usw.) stark in den Hintergrund getreten. Die affektiv-emotionalen Werte, die für Kinder sprechen, sind gleichzeitig Werte, die dafür sprechen, nur wenig Kinder zu haben. Die emotional-affektiven 'Vorteile' von Kindern sind bei einer Kleinfamilie mit zwei bis drei Kindern am ehesten garantiert, wogegen die finanziellen Belastungen bei hoher Kinderzahl deutlich ansteigen.

Speziell Säuglinge und Kleinkinder sind - soll ihre persönliche und soziale Entwicklung gefördert werden - auf die Zuwendung und liebevolle Pflege durch eine oder mehrere Bezugspersonen angewiesen. Faktisch lässt sich diese Aufgabe am ehesten im Rahmen einer intimen familialen Gemeinschaft gewährleisten. Selbst wo Kleinkinder ohne Eltern aufwachsen, wird heute meist mit familienähnlichen Kleingruppen gearbeitet. Neben der Mutter und dem Vater können andere Er-

wachsene (Grosseltern, Geschwister, enge Freund/innen) als zentrale Bezugspersonen wirken, und soziale Elternschaft muss nicht mit biologischer Elternschaft gleichgesetzt werden. Wichtig für das Gedeihen von Kleinkindern ist primär eine liebevolle, persönlich geprägte Lebensgemeinschaft, die sozial eine gewisse Stabilität der Beziehungen garantiert. Sofern stabile persönliche Beziehungen gewährleistet sind, erweist sich auch eine Kombination von familialer und familienexterner Kleinkinderbetreuung als unproblematisch.

Innerhalb einer familialen Gemeinschaft wird gleichzeitig Individualisierung und Sozialisierung gefördert. Es scheint, dass eine familiäre Pflege und Erziehung am ehesten ein Gleichgewicht zwischen Sozialisierung (=soziale Integration in eine Gesellschaft) und Individualisierung (Aufbau einer eigenen Ich-Identität und Persönlichkeit) ermöglicht. Zum einen erlaubt erst eine stabile und intime Beziehung zu Bezugspersonen die Entwicklung einer komplexen Ich-Identität, wie sie in unserer modernen Gesellschaft unabdingbar ist. Zum anderen werden im familialen Rahmen die notwendigen sozialen Bindungen und Zugehörigkeiten gelernt, ohne die soziales Zusammenleben nicht möglich ist.

Die emotionale Unterstützung der Persönlichkeitsentwicklung und die Vermittlung sozialer Werte ist nicht nur für die Säuglings- und Kleinkinderphase, sondern auch in späteren Entwicklungsphasen (Schulzeit, Pubertät, Jugend usw.) von grosser Bedeutung. In komplexen Gesellschaften, in denen der Sozialisationsprozess von Kindern und Jugendlichen durch eine Vielzahl anderer Instanzen (Medien, Schule, Gleichaltrige usw.) mitbestimmt wird, besteht die Erziehungsaufgabe der Eltern (bzw. der Bezugspersonen) in der Vermittlung verschiedener Einflüsse, mit dem Ziel, die Personwerdung zu stärken (Individuation). So ist etwa die Vermittlung einer entsprechenden Medienkompetenz zu einer wichtigen Aufgabe von Eltern geworden. Die Leistung der Familie für das heranwachsende Kind und den Jugendlichen besteht also immer weniger in der Vermittlung von Einzelkompetenzen, sondern in der emotionalen Unterstützung und Stärkung des Selbstbildes, in der Förderung der Identität.

Betreuung und Erziehung von Kindern ist zeit- und kostenaufwändig: Dies gilt speziell für die Betreuung von Vorschulkindern, weil die ständige Präsenz einer Betreuungsperson erforderlich ist. Die heutigen Umweltgefahren in einer kinderfeindlichen Welt (Autoverkehr) erfordern oft eine aufwendige Überwachung und Begleitung der Kinder (in städtischen Verhältnissen sind z.B. 'freilaufende Kleinkinder' zur Seltenheit geworden). Gleichzeitig muss den Kleinkindern in Vorbereitung auf Kindergarten und Schule ein Zeitbewusstsein vermittelt werden; eine Aufgabe, die ebenfalls zeitaufwendig ist. Auch bei grösseren Kindern ergeben sich viele verdeckte zeitliche Aufwendungen, etwa wenn die Eltern ihre Kinder zu Sportaktivitäten, Freizeitkursen begleiten, Hausaufgaben überwachen usw. Um der zukünftigen Lebenschancen der Kinder willen sind die Eltern dazu angehalten, die Kinder zu optimalen Leistungen anzuhalten und sie gut zu fördern. Dies ist auch in unserem Rechtssystem verankert:

Die Eltern haben alles in ihrer Macht stehende zu tun, um dem Kinde eine seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechende Erziehung zu gewährleisten. Geschuldet ist nicht einfach eine „standesgemässe“ Erziehung sondern eine der Begabung des Kindes entsprechende... (Tschümperlin 1989, 364)

Insgesamt ist umstritten, inwieweit diese Erziehungsleistungen in Familien tatsächlich erbracht werden. Vernachlässigung, Verwahrlosung sowie psychische und körperliche Misshandlungen können ebenso zu späterem Fehlverhalten führen wie eine allzu enge Elternbindung oder Verwöhnung. Ausserdem treten Fehler und Fehlleistungen allgemein deutlicher hervor als Erfolge. Fehlverhalten ist sozial auffällender, sichtbarer und journalistisch interessanter als Wohlverhalten. Auch die Wahrnehmung von Lehrer/innen, Familientherapeut/innen, Psycholog/innen usw. wird stärker von 'Problemfamilien' als von erfolgreichen Eltern geprägt. Offensichtliches Fehlverhalten von Kindern, Jugendlichen oder Erwachsenen wird zudem gerne ungeprüft Fehlleistungen der Eltern (und namentlich der Mütter) zugeschrieben, wogegen positive Leistungen als individuelle Erfolge der jeweiligen Person gefeiert werden.

Insgesamt scheinen Familien in den letzten drei bis vier Jahrzehnten eher kinderfreundlicher ge-

worden sind, wozu speziell eine Abkehr von autoritären Erziehungsformen und die Verringerung der Familiengröße beigetragen haben. Auch das erhöhte Bildungsniveau vieler Mütter und Väter sowie eine verstärkte Sensibilisierung mancher Eltern für die psychologischen Bedürfnisse ihrer Kinder dürften eher zu einer Verbesserung des Erziehungsklimas geführt haben

Ein zentraler Punkt ist allerdings unverkennbar: Die Hauptlast der Pflege, Betreuung und Erziehung von Kindern wird von den Müttern übernommen. Mit gewissem Recht kann von einer vaterlosen Gesellschaft gesprochen werden, und mit dem Verlust der männlichen Autoritätsfunktion wurde die Rolle des Vaters konturlos. Soziologisch gesehen sind faktisch viele Mütter mehr oder weniger alleinerziehende Mütter. In den letzten Jahren ergab sich insofern eine gewisse Gegenbewegung, als - im Sinne einer neuen Vaterschaft - mehr junge Väter bewusst und aktiv an der Säuglingspflege und Kindererziehung teilnehmen. Eine gleichwertige Teilnahme von Mutter und Vater an der Erziehungsarbeit ist allerdings immer noch die Ausnahme.

Es ist unbestreitbar, dass im familialen Rahmen - und namentlich von Müttern - umfangreiche Betreuungs- und Erziehungsarbeiten geleistet werden, die in vielen Fällen kaum entsprechend gewürdigt und schon gar nicht monetär honoriert werden. Die Bedeutung dieser unbezahlten Leistungen ist umso grösser, als Kinderbetreuung und -erziehung heute anspruchsvoll, zeitaufwendig und kostspielig geworden ist.

4 Familienpsychologische Grundbegriffe

» Die Familie (*familia domestica communis*, die gemeine Hausfamilie) kommt in Mitteleuropa wild vor und verharrt gewöhnlich in diesem Zustande. Sie besteht aus einer Ansammlung vieler Menschen verschiedenen Geschlechts, die ihre Hauptaufgabe darin erblicken, ihre Nasen in deine Angelegenheiten zu stecken. Wenn die Familie grösseren Umfang erreicht hat, nennt man sie „Verwandtschaft“.« Tucholsky, in: Schneewind 1995, 13

Die allgemeinen Definitionen von Familie berücksichtigen wenig die psychologische Seite von Familie, die des Erlebens und Verhaltens, von Emotion, Beziehung, Persönlichkeit. Familien sind - psychologisch betrachtet - anders als andere Gruppen von Menschen. Familienpsychologie versteht Familie in ihrer systemischen Einbettung in Gesellschaft, beschäftigt sich aber tendenziell mit dem psychischen Erleben, dem Innenleben von Familie und dem sozialen Nahraum von Familien. In einer familienpsychologischen Definition von Familie muss also die *besondere Bindungs- und Beziehungsdynamik von Familien* im Vordergrund stehen.

4.1 Eine familienpsychologische Definition von Familie

Aus psychologischer Sicht stellt sich *Familie als ein „intimes Beziehungssystem“* dar, dass sich von anderen Beziehungssystemen markant unterscheidet. Intime Beziehungen in der Familie werden durch folgende Merkmale gekennzeichnet, die Wynne auch als zeitliche Abfolge von Beziehungsprozessen zu sehen sind (vgl. Schneewind 1999, 26f).

1. **Bindung / Fürsorge** wirken als Verschränkung von vertrauensvollem Empfangen und liebevollem Geben der eigenen Ressourcen. Kinder zeigen z.B. bei einer sicheren Bindung an die Mutter Vertrauensbereitschaft, Erkundungsinteresse, Tröstbarkeit und Aufsuchen mütterlicher Nähe in Notsituationen. Auch zwischen Erwachsenen in Familien ist dies eine Voraussetzung für weitere Schritte familialer Beziehungsentwicklung.
2. **Kommunizieren** muss jede Familie. Sie entwickelt dazu einen eigenen Stil, eigene Symbole und ein Gefühl von Gemeinschaft. Kommunikation in intimen Beziehungssystemen hat immer ein beziehungsstiftendes Moment.
3. **Gemeinsames Problemlösen** schafft den Boden für weiteres Wachstum in der Familie. Ressourcen können eingebracht werden, Rollenmuster entstehen und der eige-

ne Beitrag zur Familie kann vertieft werden.

4. **Gegenseitigkeit** wird dann wichtig, wenn Ereignisse alte Problemlösungen verhindern und die Familie sich neuen Herausforderungen stellen muss (Ablösung, Altwerden der Eltern). Hier verändern sich die Perspektiven und Möglichkeiten der Familie.

Die intimen Beziehungen in Familien sind also gekennzeichnet durch Bindung, Fürsorge, besondere Kommunikation, gemeinsame Problemlösung und Gegenseitigkeit. Diese intimen Beziehungen unterscheiden sich von den Beziehungen in anderen sozialen Gruppen durch vier Besonderheiten (Schneewind 1995, 24f):

- 1) **Abgrenzung:** Familien heben sich von anderen Gruppen oder Personen ab, sie entwickeln eigene Regeln und gestalten ihr Leben in wechselseitiger Bezogenheit.
- 2) **Privatheit:** Es existiert ein umgrenzter Lebensraum (Wohnung) oder Medium (z.B. Telefon), das Kommunikation und Interaktion dauerhaft ermöglicht.
- 3) **Dauerhaftigkeit:** Durch wechselseitige Bindung, Verpflichtung und Zielorientierung entsteht ein auf längerfristige Gemeinsamkeit angelegter Zeithorizont.
- 4) **Nähe:** Die zwischenmenschlichen Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern werden durch physische, geistige und emotionale Nähe gelebt.

4.2 Ich- und Wir-Orientierung in Familienbeziehungen

In Familienbeziehungen existieren zwei grundlegende Orientierungen, die auch allen Gruppen (im sozialpsychologischen Sinn) eigen sind: Die Balance von eigenen Bedürfnissen, Autonomie, individueller Entwicklung einerseits und Zusammenhalt der Gruppe andererseits. Ich- und Wir-Orientierung in der Familie bedingen sich gegenseitig und sind von jeder Familie immer wieder neu in die Balance zu bringen. Der Schuleintritt der Kinder, ihre Pubertät und erste Liebesbeziehung, Aus- und Weiterbildung eines Partners, Pensionierung, etc. erfordern immer wieder eine neue Balance von Autonomie und Bindung. (vgl. Schneewind 1999, 30).

In der Wir-Orientierung unterscheidet die Familienpsychologie folgende Erfahrungsebenen:

- 1) **Gemeinsames Wollen:** „Bildung und Musisches sind uns wichtig, wir ernähren uns gesund“.
- 2) **Gemeinsames Fühlen:** „Wir streiten, lieben, freuen, trauern gemeinsam“.
- 3) **Gemeinsames Wissen:** „Die Verwandtschaft, unsere Regeln und Traditionen“
- 4) **Gemeinsames Tun:** „wir können zusammen arbeiten, feiern miteinander reden“
- 5) **Gemeinsame Zielerreichung:** „Toll wir haben gemeinsam die Wohnung renoviert“

Auf der anderen Seite steht die Ich-Orientierung, die jedes soziale Beziehungssystem ermöglichen muss. Autonomie und Eigenständigkeit müssen in Familien möglich sein. Familien pflegen hier unterschiedliche Stile, die eine Familie mag einen losen Zusammenhalt pflegen, und viel Autonomie ermöglichen, die andere Familie betont Zusammenhalt und lässt eher wenig Eigenständigkeit zu. Wichtig sind hier eine gute Balance von Autonomie und Bindung, aber auch Flexibilität und Entwicklungsmöglichkeiten je nach der aktuellen Familiensituation.

4.3 Merkmale gelingender Familienbeziehungen

Die Familienpsychologie konnte in den letzten Jahren durch ihren ungeheuren Aufschwung viele Erfahrungen sammeln und ist mittlerweile in der Lage, eine Reihe von wichtigen Aspekten gelingender Familienbeziehungen zu beschreiben. Familien mit gesunden Beziehungen unter ihren Mitgliedern

- 1) gehen flexibel und kreativ mit Entwicklungsanforderungen in den familiären Zyklen um;
- 2) passen sich an veränderte soziale und kulturelle Bedingungen an;
- 3) bewältigen Probleme und lösen Konflikte aktiv;
- 4) kommunizieren offen und direkt;
- 5) nehmen Kinder, ihre Bedürfnisse und Wünsche ernst, ohne diesen immer nachgeben zu müssen;

- 6) akzeptieren Unterschiede zwischen Mitgliedern bzgl. Charakter, Neigungen, Fähigkeiten;
- 7) geben Mitgliedern grossen Raum für Entwicklungsmöglichkeiten, ohne Verlust der Bezogenheit;
- 8) anerkennen, dass ungleiche Behandlung grosser und kleiner Kindern gerecht und gut sein kann;
- 9) haben ein Bewusstsein über die Geschichte der Familie im weitesten Sinne;
- 10) haben eine flexible Aufteilung von Raum, Zeit, Geld und Liebe in der Familie;
- 11) handhaben Nähe und Distanz bzw. Gemeinschaft und Individualität flexibel;
- 12) respektieren Grenzen zwischen den Generationen, Geschlechtern und einzelnen Menschen;
- 13) respektieren gemeinsame Regeln für den Umgang mit Alltag, Konflikten, Erziehung, etc.
- 14) entwickeln gemeinsame moralische Werte, thematisieren übergeordnete Sinn- und Seinsfragen;
- 15) streiten, ohne sich niederzumachen oder zu entwerten, und bleiben auch im Streit in Kontakt;
- 16) sind fähig, eigene Gefühle zu zeigen und wissen, dass sie respektiert werden;
- 17) balancieren Geben und Nehmen oder Soll und Haben, im Wissen, dass dies zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich sein kann;
- 18) haben klare und eindeutige Strukturen, d.h. eine interne Hierarchie, eine Rollen- und Funktionsverteilung, die keine Macht ausspielt;
- 19) entwickeln eine eigene Sprache, nicht nur aus Worten, sondern auch aus Handlungen;
- 20) haben Respekt und Wertschätzung für die anderen Menschen, damit das Staunen auch dort einen Platz finden kann, wo alle sich gänzlich bekannt zu sein scheinen.

Diese Aspekte sind mehr als reine Funktionsbeschreibungen, sie sind idealtypisch, können der Familienarbeit als Ziele dienen, und: kaum eine Familie wird all diese Aspekte für sich in Anspruch nehmen können. Familiäre Idealkompetenzen rufen schnell ein Versagensgefühl hervor, das Eltern ohnehin häufig befällt. Der Umgang mit diesen Idealkompetenzen muss also bewusst gepflegt werden.

5 Familien psychologisch verstehen

Damit sozialpädagogisch Arbeitende mit Familien angemessen umgehen, braucht es Modelle und theoretisches Hintergrundwissen, um die Lebenswelt und -wirklichkeit von Familien verstehen zu können. Die Familienpsychologie bietet dazu einige wichtige Hilfsmittel an. Im folgenden sollen drei wichtige Aspekte familiärer Lebenswirklichkeiten genauer angesehen werden. Die *Familienstrukturen* werden im folgenden mit der Familiensystemtheorie erklärt. Zum Lebenszyklus einer Familie von ihrer Gründung bis zu ihrem Auseinandergehen sollen Aspekte der *Familienentwicklung* wichtiges Deutungswissen geben. *Familienbeziehungen* sollen in eigener Perspektive wahrgenommen werden und werden durch verschiedene Theoriebausteine deutbar.

5.1 Familienstrukturen verstehen - die Familiensystemtheorie

In den verschiedenen systemtheoretischen Schulen wird die Familie als eine Einheit, als ein System mit Untereinheiten (Subsystemen) verstanden. Die Systemische Sichtweise kann helfen, Familienstrukturen (in Beziehungen, Kommunikation, Machtverhältnissen, Aussenbeziehungen, Regeln u.a.) sichtbar zu machen und zu beeinflussen. Die sozialpädagogische Familienarbeit wird in der Regel nicht systemisch intervenieren. Dazu sind Ausbildungen und eine vertiefte Kenntnis systemischen Arbeitens nötig. Aber der systemische Ansatz hilft, Familien in ihren Strukturen besser zu verstehen. Einige Kernaspekte systemischer Familientheorie, zugleich Grundbegriffe systemischen Denkens, sollen im folgenden vorgestellt werden (vgl. Schneewind 1999, 90ff).

- 1) **Ganzheitlichkeit:** Die Familie wird als eine Einheit betrachtet. Personenspezifische Probleme werden nicht mehr ausschliesslich als individuelles Problem angesehen, sondern in ihrem systemischen Kontext betrachtet. D.h. sie sind mindestens teilweise durch Familienbeziehungen hervorgerufen oder aufrechterhalten.
Beispiel: Bettnässen eines Kindes, Alkoholprobleme eines Partners als Ergebnis der Familienstruktur
- 2) **Zielorientierung:** Familien richten ihr Leben nach Zielen aus, die der Familie Sinn und Kontinuität geben. Die Ziele einer Familie stehen in engem Zusammenhang mit der Familienentwicklung und den Aufgaben, die eine Familie lösen muss.
Beispiel: unbedingter Zusammenhalt einer Migrationsfamilie im Gastland
- 3) **Äquifinalität, Multifinalität:** Die Ziele einer Familie können auf unterschiedlichste Weise erreicht werden („viele Wege führen nach Rom“, „es gibt immer mindestens drei Lösungen für ein Problem“). Ein Ziel kann immer auch auf andere Art erreicht werden, es gibt keine „richtigen Wege“.
- 4) **Regelhaftigkeit:** Jede Familie entwickelt Regeln, die im Alltag, als Rituale, oder unausgesprochen das Familienleben bestimmen. Sie können funktional oder dysfunktional sein, streng oder grosszügig, bewusst oder unbewusst.
Beispiel: Man verbringt die Jahresfeste immer in der Familie (Weihnachten, Ostern, Geburtstage).
- 5) **Zirkuläre Kausalität:** Personen beeinflussen sich wechselseitig. Im Mittelpunkt systemischer Betrachtung stehen nicht einzelne Verhaltensweisen, sondern Interaktionszyklen als Ganzes.
Beispiel: Ein Paar streitet um Nähe/Distanz. Weil er sich abgrenzt, sucht sie Nähe und umgekehrt.
- 6) **Rückkoppelung:** Jedes von bislang gültigem abweichende Verhalten hat Auswirkungen auf alle Familienmitglieder. Die Familie reagiert auf Abweichungen mit Rückkoppelungen („Feedback“), die eine Veränderung oder Stabilität des bestehenden Zustandes anstreben.
*Beispiel: Ein Kind fordert längere Ausgangszeiten. Es kommt zu Konflikten, durch Gespräch werden neue Regeln vereinbart (Veränderung).
Ein Kind fordert längere Ausgangszeiten, setzt sich damit nicht durch, und beharrt um des lieben Friedens willen nicht darauf, (Stabilität).*
- 7) **Homöostase:** Jede Familie sucht ein Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, indem sie sich an

Regeln, Zielen und Abläufen orientiert. Jede Familie muss sich aber auch Veränderungen stellen. Je nach dem wie starr oder flexibel eine Familie ist, Anpassungen im Familiensystem vorzunehmen, wird Veränderung leicht oder schwer erträglich und löst mehr oder weniger Ängste aus.

- 8) **Wandel erster und zweiter Ordnung:** Meist, wenn ein Problemverhalten vorliegt, verändert sich das Muster, nach dem gehandelt wird, nicht grundsätzlich. Die Familie reagiert mit „Mehr vom Gleichen“ (Schutz, Bevormundung, Strafe, Vernachlässigung). Erst durch die Veränderung des Musters findet eine Veränderung zweiter Ordnung statt.
Beispiel: Ein Kind räumt nicht auf, es wird bestraft. Es räumt noch weniger auf, wird strenger bestraft, die Mutter räumt auf (Wandel 1. Ordnung). Ein Kind räumt nicht auf, es wird bestraft. Es räumt noch weniger auf, die Eltern überprüfen ihre Ordnungsvorstellungen, dem Kind wird mehr Autonomie zugestanden („im Zimmer darf Unordnung sein“).
- 9) **Grenzen:** Familien brauchen Grenzen, die ihr Struktur und Form geben. Grenzen nach aussen schützen die Kontinuität und den Zusammenhalt der Familie. Grenzen nach innen wahren die Rollendifferenzierung und Identität der Familienmitglieder. Grenzen der Subsysteme (=nach innen) sind z.B. nach Generationen (Eltern-Kinder) oder nach Geschlecht (Männer-Frauen) gesetzt. Familiengrenzen ändern sich mit der Entwicklung der Familie in verschiedenen Entwicklungsphasen. Geburt, Tod, Ablösung, Trennung schaffen neue Grenzen und lösen alte auf. Die Verletzung von Grenzen kann für Familien schwierige Konflikte schaffen (z.B. Vereinnahmung von Kindern als „Partnerersatz“).
Beispiel: Eltern sprechen sich in Erziehungsfragen klar miteinander ab, und vertreten Erziehungsentscheidungen auch des anderen Ehepartners. Vater und Sohn unternehmen gemeinsam regelmässig Freizeitaktivitäten, bewusst ohne die „Frauen“ in der Familie.
- 10) **Offenheit vs. Geschlossenheit:** Familien brauchen aber auch ein gewisses Mass an Offenheit. Geschlossene Familiensysteme haben starre Aussengrenzen, was ihnen Anregungen und Austausch mit der Umwelt erschwert. Offene Familien haben klare aber durchlässige Grenzen.
Beispiel: wenig Besuch, hohe Zäune, Rollos heruntergelassen, schwer telefonisch erreichbar vs. häufige Besuche und Gegenbesuche, Übernachtungen von Freunden oder Freunden der Kinder, gemeinsame Unternehmungen mit anderen Familien u.a.
- 11) **Selbstorganisation:** Familien verändern sich permanent. Sie haben in hohem Mass die Fähigkeit zur Anpassung an sich verändernde Situationen. In diesem Sinne sind Familien entwicklungsfähig und autonom, egal ob Entwicklungseffekte funktional (positiv) oder dysfunktional (negativ) sind.
Beispiel: Reagieren auf Arbeitslosigkeit eines Elternteils, Pubertätskrise eines Kindes, Krankheit oder Behinderung eines Familienmitglieds).
- 12) **Internes Erfahrungsmodell:** Die Personen der Familie dürfen nicht aus dem Blickwinkel verloren gehen (Duh!: „Ein System kann man nicht küssen“). Jedes Familienmitglied hat ein Eigenleben und gleichzeitig ein subjektives Wissen von der „Art“ der eigenen Familie.
Beispiel: Ein Kind weiss genau, wie es Vater durch ein Verhalten und Mutter durch ein anderes zur Erfüllung eines Wunsches bringen kann.

Familienstrukturen sind in diesen Begriffen besser verstehbar. Besonders Problemfamilien, mit denen Sozialpädagogen häufig arbeiten, werden Anomalien in ihren Familienstrukturen aufweisen: z.B. eine hohe Geschlossenheit, die der Familie erschwert, Hilfe in Krisen in Anspruch zu nehmen. Oder die Verwischung interner Grenzen, indem eine Mutter mit der Tochter Familienentscheidungen bespricht, anstatt mit dem Ehepartner. Eine Familie reagiert nicht auf äussere Veränderungen (Selbstorganisation) oder auf Reifungsprozesse der Kinder. Eine andere Familie hat ein starres Regelsystem, das mit den Jahren dysfunktional wird (Freiheiten der Kinder und Ehepartner). Wer mit Familien arbeitet, sollte sich ein Bild machen von den Strukturen, um allfällige Probleme (UND Ressourcen) der Familie zu erkennen und die Veränderungsmöglichkeiten von Familien nutzen zu können. Eine systemorientierte Bestandaufnahme von Familienstrukturen muss die Kernbegriffe systemischen Denkens nutzen (vgl. Kapitel Familiendiagnose).

5.2 Familienlebenszyklen verstehen - Die Familienentwicklungstheorie

Zum Verständnis der Familienentwicklungstheorie lässt sich leicht der Vergleich zur psychosozialen Entwicklung des Individuums nach E.H.Erikson ziehen. Wie ein Individuum entwickelt sich auch eine Familie in bestimmten Lebenszyklen, in denen Entwicklungsaufgaben erfüllt werden müssen. Krisen und Übergänge müssen bewältigt, neue Aufgaben erkannt und gelöst werden, das Familiensystem muss unter veränderten Bedingungen stabilisiert werden (vgl. Schneewind 1999, 95ff).

Der Kerngedanke der Familienentwicklungstheorie liegt darin, dass die Familie ein System von Rollen ist, das sich durch Veränderungen im Lebenszyklus der Familie ändert. Auslöser für solche Rollenänderungen sind Übergänge (kritische Phasen) im Lebenszyklus der Familie: Geburt eines Kindes, Schuleintritt, Wiederaufnahme der Arbeit durch einen Partner u.a.. Die Theorie unterscheidet normative und nicht-normative Übergänge im Familienzyklus: z.B. Schuleintritt, Pubertät und Pensionierung sind normative (im Lebenszyklus zu erwartende) Übergänge. Arbeitslosigkeit, psychische Krankheit, Geburt eines behinderten Kindes, Migration, Leben unter Kriegsbedingungen, aber auch der Gewinn einer Lottomillion sind nicht-normative (unerwartete und belastende) Übergänge. Aus den Familienentwicklungsaufgaben, Bedingungen und krisenhaften Übergängen ergibt sich eine typische Familienkarriere. Aus diesen Faktoren wurde u.a. ein Sechs-Phasen-Modell des Familienlebenszyklus konzipiert (Schneewind 1999, 97f). Normative und nicht-normative Lebensereignisse werden in diesem Modell getrennt. Im folgenden werden die Phasen und die entsprechend „typischen“ Entwicklungsaufgaben der Familien tabellarisch dargestellt.

Normative Übergänge Phasen im Familienlebenszyklus	Für die weitere Entwicklung erforderliche Veränderungen im Familienstatus (Wandel zweiter Ordnung)
1) Verlassen des Elternhauses: alleinstehende junge Erwachsene	<ul style="list-style-type: none"> • Selbstdifferenzierung in Beziehungen zur Herkunftsfamilie • Entwicklung intimer Beziehungen zu Gleichaltrigen • Eingehen eines Arbeitsverhältnisses und finanzielle Unabhängigkeit
2) Die Verbindung von Familien durch Heirat	<ul style="list-style-type: none"> • Bildung des Ehesystems • Neuorientierung der Beziehungen mit den erweiterten Familien und Freunden, um den Partner einzubeziehen
3) Familien mit jungen Kindern	<ul style="list-style-type: none"> • Anpassung des Ehesystems, um Raum für ein Kind bzw. Kinder zu machen • Koordinierung von Aufgaben der Kindererziehung, des Umgangs mit Geld und der Haushaltsführung • Neuorientierung der Beziehungen mit der erweiterten Familie, um Eltern- und Grosselternrolle mit einzubeziehen
4) Familien mit Jugendlichen	<ul style="list-style-type: none"> • Veränderungen der Eltern-Kind-Beziehungen, um Jugendlichen zu ermöglichen, sich innerhalb und ausserhalb des Familiensystems zu bewegen • Neue Fokussierung auf die ehelichen und beruflichen Themen der mittleren Lebensspanne • Hinwendung auf die gemeinsame Pflege und Sorge für die ältere Generation
5) Entlassen der Kinder nacherliche Phase	<ul style="list-style-type: none"> • Neuaushandeln des Ehesystems als Zweierbeziehung • Entwicklung von Beziehungen mit Erwachsenenqualität zwischen Kindern und Eltern • Neuorientierung der Beziehungen, um Schwiegersöhne/-töchter und Enkelkinder einzubeziehen • Auseinandersetzung mit Behinderung / Tod von Eltern / Grosseltern)
6) Familien im letzten Lebensabschnitt	<ul style="list-style-type: none"> • Aufrechterhalten des Funktionierens als Person und Paar angesichts körperlichen Verfalls. Erkundung neuer familiärer und sozialer Rollenoptionen • Unterstützung einer zentraleren Rolle der mittleren Generation • Im System Raum schaffen für die Weisheit und Erfahrung der Alten; Unterstützung der älteren Generation, ohne sich zu stark für sie zu engagieren • Auseinandersetzung mit dem Tod des Partners, dem Tod von Geschwistern und anderen Gleichaltrigen sowie die Vorbereitung auf den eigenen Tod. Lebensrückschau und Integration

Tabelle: Normative Veränderungen im Familienlebenszyklus und Familienentwicklungsaufgaben (Schneewind 1999, 97f)

Nicht-normative Übergänge und Phasen im Familienlebenszyklus	Für die weitere Entwicklung erforderliche Veränderungen im Familienstatus (Wandel zweiter Ordnung)
Nachscheidungsphase 1) Alleinerziehende Eltern 2) Alleinlebende (nicht sorgeberechtigte Eltern)	<ul style="list-style-type: none"> • Einrichten flexibler Besuchsregelungen mit dem Ex-Partner • Umgestalten des eigenen Netzwerkes an Sozialbeziehungen • Ausfindigmachen von Wegen, um eine effektive elterliche Beziehung zu den Kindern aufrechtzuerhalten • Umgestalten des eigenen Netzwerkes an Sozialbeziehungen
Wiederverheiratung und Rekonstituierung der Familie	<ul style="list-style-type: none"> • Umstrukturierung der Familiengrenzen, um die Einbeziehung des neuen Partners - Stiefelternteils zu ermöglichen • Neuordnen der Beziehungen zwischen den Subsystemen, damit eine Vernetzung der verschiedenen Systeme möglich wird • Bereitstellen von Beziehungsmöglichkeiten für alle Kinder mit ihren biologischen (nicht-sorgeberechtigten) Eltern, Grosseltern und anderen Mitgliedern der erweiterten Familie • Austausch von Vergangenheit und Geschichte, um die Integration der Stieffamilie zu verbessern

Tabelle: Nicht-normative Veränderungen im Familienlebenszyklus und Familienentwicklungsaufgaben (Schneewind 1999, 99)

Die Familienentwicklungstheorie ist keine eigentliche Theorie - sie beschreibt Familienphasen mehr als sie sie erklärt. Es besteht keine Einigkeit unter den Familienpsychologen über die Anzahl von Phasen. Das vorliegende Modell hilft aber, die Anforderungen zu verstehen, denen Familien ausgesetzt sind. Abweichungen, Blockaden oder Stagnation in der Familienentwicklung lassen sich ebenfalls besser verstehen.

5.3 Beziehungen in Familien verstehen - die Bindungstheorie

Aufbauend auf Theorien aus der Psychoanalyse und der Verhaltensforschung hat die „Bindungstheorie“ in den letzten Jahren wichtige Beiträge geliefert zur Entwicklung der menschlichen Beziehungsfähigkeit (vgl. Schneewind 1999, 110, Oerter/Montada 1998, 239ff) Die Theorie untersucht die Bildung des „affektiven Bandes“ zu frühen Bezugspersonen und die Auswirkungen auf Persönlichkeit und Sozialverhalten von Kindern (und den späteren Erwachsenen). Die stabile Bildung des „affektiven Bandes“ dient zum einen dem Schutz des kleinen Kindes vor Bedrohungen, zum anderen als Basis für die Eroberung der kindlichen Lebenswelt. Wenn Kinder im zweiten Lebensjahr die Mutter im Raum verlassen, sich umdrehen beim Entfernen, überprüfen, ob sie noch da ist, sich freuen, wenn sie wieder kommt, bei Angst ihren Trost suchen, so erhält man eine Vorstellung, wie wichtig eine stabile Bindung an frühe Bezugspersonen doch ist - entgegen aller Kritik an psychoanalytischen Vorstellungen von frühkindlicher Prägung. Angenommen wird dabei eine Art inneres Arbeitsmodell des Kindes vom Selbst und den Bezugspersonen, das frühe Erfahrungen speichert und ein einem Selbstkonzept und einem Konzept der (verinnerlichten) Bezugspersonen verdichtet.

Die Bindung von Kindern an ihre Mütter wurde von Bowlby anhand von Trennungssituationen untersucht: Mütter mit ihren Kindern (2. Lebensjahr) wurden für kurze Zeit voneinander getrennt und während der Abwesenheit bzw. beim Wiederkehren der Mütter die Reaktionen der Kinder untersucht: Dabei wurden unterschiedliches Verhalten festgestellt, aus denen sich vier verschiedene kindliche Bindungsstile herauskristallisierten, die im folgenden übersichtshalber dargestellt werden.

Um das Beziehungsverhalten von Eltern und Kindern zu untersuchen, müssen neben dem Bindungsverhalten der Kinder auch das der Eltern untersucht werden. Hier wurden ebenfalls vier Bindungsstile gefunden. In der Untersuchung von Paaren stellte sich heraus, dass Paare mit einem

sicheren Bindungsstil Konflikte angemessener lösen (weniger Negativität, bessere Gefühlsregulation, bessere Formen von „Beziehungsreparatur, wie Abbrechen von Eskalationen, Sich-Einlassen-auf-die-Position-des-anderen, Nutzung von Humor). In der Erziehung neigen Paare mit einem unsicher gebundenen Partner zu geringerer emotionaler Zuwendung und reduzierter elterlicher Strukturierung der Eltern-Kind-Beziehung. Paare mit zwei unsicher gebundenen Partnern sind nach den Untersuchungen als Risikofaktor für die elterliche Erziehungskompetenz anzusehen.

Bindungsstil des Kindes	Verhalten der Mütter	Verhalten der Kinder
sicherer Bindungsstil	zeigen hohes Mass an Zugänglichkeit, Antwortbereitschaft, Wärme	suchen die Nähe der Mutter in Notsituationen, kein Vermeidungsverhalten
ängstlich-ambivalenter Bindungsstil	verhalten sich wenig einfühlsam, zugleich aufdringlich und wenig konstant.	zeigen Anzeichen eines Annäherungs-Vermeidungskonflikt (Annähern)
vermeidender Bindungsstil	verhalten sich abweisend, starr, kontaktunfreudig und feindselig	ignorieren und vermeiden die Mutter in Notsituationen, suchen keine Nähe
desorganisierter Bindungsstil	verhalten sich emotional stark schwankend	pendeln zwischen grossen Bedürfnissen nach Nähe und Sicherheit und Furcht, erstarren, z.T. bizarres Verhalten

Tabelle: Bindungsstile von Kindern an ihre Mütter (vgl. Schneewind 1999, 111).

Bindungsstil	Beschreibung
sicher	Ich finde, dass es ziemlich leicht für mich ist, anderen gefühlsmässig nahe zu sein. Es geht mir gut, wenn ich mich auf andere verlassen kann und wenn andere sich auf mich verlassen. Ich mache mir keine Gedanken darüber, dass ich allein sein könnte oder dass andere mich nicht akzeptieren könnten.
ängstlich	Ich möchte anderen gefühlsmässig sehr nahe sein, aber ich merke oft, dass andere Widerstände dagegen errichten, mir so nahe zu sein, wie ich ihnen nahe sein möchte. Es geht mir nicht gut, wenn ich ohne enge Beziehung bin, aber ich denke manchmal, dass andere mich nicht so sehr schätzen wie ich sie.
abweisend	Es geht mir auch ohne enge gefühlsmässige Bindung gut. Es ist sehr wichtig für mich, mich unabhängig und selbständig zu fühlen, und ich ziehe es vor, wenn ich nicht von anderen und andere nicht von mir abhängig sind.
besitzergreifend	Ich empfinde es manchmal als ziemlich unangenehm, anderen nahe zu sein. Ich möchte Beziehungen, in denen ich anderen nahe bin, aber ich finde es schwierig, ihnen vollständig zu vertrauen oder von ihnen abhängig zu sein. Ich fürchte manchmal, dass ich verletzt werde, wenn ich mir erlaube, anderen zu nahe zu kommen.

Tabelle: Bindungsstile von Erwachsenen (vgl. Schneewind 1999, 112).

5.4 Forschungsergebnisse zu Familienbeziehungen

Wenn Sozialpädagogen mit Familien arbeiten, sollten sie Kenntnisse über die Beziehungsstrukturen der einzelnen Subsysteme einer Familie besitzen, über mögliche Themen, Probleme und Chancen. Die Familienpsychologie hat hierbei einen langen Weg hinter sich, von der „Alleinverantwortung“ der Mütter hin zu einem komplexen systemischen Verständnis. Schneewind beschreibt folgende Stationen der psychologischen Diskussion um Sozialisation in der Familie (vgl. Schneewind 1999, 120f):

- 1) **„mütterliches Verhalten als Einbahnstrasse“:** Die Anfänge der Diskussion machen die Mutter quasi allein verantwortlich für die Entwicklung der Kinder. Sie definieren den Erziehungsprozess als frühkindlich, mütterabhängig und einseitig-prägend. Die Kinder werden als

passiv-abhängige Empfänger von Erziehung und Zuwendung betrachtet und entwickeln sich ausschliesslich reaktiv.

- 2) **„Der Beitrag des Kindes“:** Der nächste wichtige Schritt bestand in der neuen Auffassung, wonach Kinder von ihrer Geburt an aktiv lernende, soziale und einzigartige Wesen sind. Das Einbahnstrassenmodell kindlicher Persönlichkeitsentwicklung wurde aufgegeben und die Mutter-Kind-Beziehung als wechselseitig erachtet. Kinder sah man nun in gewissem Umfang als „Produzenten ihrer eigenen Entwicklung“.
- 3) **„Der Vater gerät ins Blickfeld“:** Ein dritter Schritt bestand in der Entdeckung der Vaterrolle. Die Frage war, ob sich Männer für frühkindliche Pflege und Erziehung genauso eignen wie Frauen und ob Väter ein deutlich anderes Erziehungsverhalten zeigen als Mütter. Die Ergebnisse sind eindeutig: Väter und Mütter eignen sich im gleichen Mass für die Pflege ihres neugeborenen Kindes, und Väter engagieren sich auch, wenn ihnen Gelegenheit geboten wird. Im elterlichen Verhalten gibt es zwischen Vätern und Müttern mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede.
- 4) **„Die Familie als System“:** Im nächsten Schritt wurden die Forschungen ausgeweitet: Der Einfluss des Elternsystems kam in den Blickwinkel, wobei sich z.B. herausstellte, dass Mütter ihre Kinder erfolgreicher disziplinieren, wenn die Väter anwesend sind. Aus Ergebnissen dieser Art entwickelte sich die systemische Sichtweise von Familien, die die Subsysteme und ihre Beziehungen zueinander thematisiert.
- 5) **„Die Familie in epochalen und soziokulturellen Kontexten.“:** Im letzten Schritt wurden die Kontexte (soziale, ökonomische, Herkunftsfamilien, Arbeitsleben und soziale Netzwerke) mit einbezogen. Das Modell von Bronfenbrenner z.B. versucht, alle diese Dimensionen einzubeziehen. Wichtig sind hier alle Faktoren zur Lebenslage, in der sich eine Familie befindet, vom Einkommen, über den Wohnort und seine Bedingungen bis zu Bildung und Werthaltungen.

Im folgenden sollen einzelne Subsysteme der Familie mit wichtigen Forschungsergebnissen charakterisiert werden. Die Forschung dazu sind äusserst umfangreich, es geht hier um eine Skizze und einige wenige Ergebnisse.

5.4.1 Die Paarbeziehung

Über Paarbeziehungen existieren breite Forschungen, die hier nicht wiedergegeben können. Die Paarbeziehung soll in diesem Skript v.a. im Rahmen der Familienbeziehungen betrachtet werden. Darum nur einige ausgewählte Anmerkungen zur Chancen und Risiken von Paarbeziehungen (vgl. Schneewind 1999, 133). Das Paar gilt als Architekt des Familiensystems. Insofern ist die Qualität der Paarbeziehung zentral für Elternschaft, Beziehung zur Herkunftsfamilie, und den Prozess der Familienentwicklung. Für die sozialpädagogische Familienarbeit ist es wichtig zu wissen, was positive Paarbeziehungen ausmacht, auch wenn sie nicht direkt Gegenstand der Familienarbeit sind.

Zwei Ebenen der Paarbeziehung werden unterschieden: Gegenwärtige und mitgebrachte Voraussetzungen der Paarbeziehung. Mitgebrachte positive Vorbedingungen für eine gute Partnerschaft sind u.a. positives Selbstwertgefühl, prosoziale Orientierung, emotionale Stabilität und Bedürfnis nach Intimität. Im Verlauf einer Partnerschaft sind es vor allem vier Merkmale, die glückliche von unglücklichen Paarbeziehungen unterscheiden:

1. effektive oder ineffektive Kommunikations-, Konfliktregelungs- und Problemlösestrategien
2. seltene oder häufige positive Beziehungserfahrungen im alltäglichen Kontakt
3. gegenseitige Zuschreibung negativer oder positiver Absichten und Eigenschaften in Konfliktsituationen, dadurch: Verstärkung oder Entschärfung destruktiver Konfliktstrategien
4. Vorherrschen günstiger vs. ungünstiger Beziehungserinnerungen der gemeinsamen Geschichte

Stabile Partnerschaften lassen sich bereits zu Beginn der Partnerschaft von nicht-stabilen unterscheiden. Vier Datenbereiche sind hier vor allem wichtig.

Soziodemographische Risikofaktoren <ul style="list-style-type: none"> • geringes Einkommen des Ehemannes • geringes Bildungsniveau der Ehefrau • vorausgegangene Scheidung bei einem Partner 	Persönlichkeit der Partner <ul style="list-style-type: none"> • neurotische Persönlichkeit eines Partners • unrealistische Überzeugungen zu Partnerschaft („die sexuelle Beziehung muss perfekt sein“).
--	--

Beziehungsebene	Weitere Indikatoren
<ul style="list-style-type: none"> • kurze Bekanntschaftsdauer des Paares • Führen von getrennten Kassen • Stiefvaterschaft der Ehemänner 	<ul style="list-style-type: none"> • Diskrepanzen zu einzelnen Beziehungsaspekten (Autonomie in der Ehe, elterliche Zustimmung zur Beziehung).

In der Sozialpädagogischen Arbeit zählen häufig Problemfamilien zur Klientenschaft: Familien, die mit den genannten Risikofaktoren kämpfen, dysfunktionale Problemlösestrategien benutzen, aus den eigenen Herkunftsfamilien ein hohes Mass an psychosozialer Belastung mitbringen, mit Sucht, Delinquenz, psychischer Krankheit kämpfen und oft zusätzlich in ökonomisch schwierigen Situationen leben. Sozialpädagogische Familienarbeit hat die anvertrauten Klienten (Kinder, Jugendliche, Menschen mit Behinderungen) im Fokus der Zusammenarbeit. Sie kann Paarprobleme in der Regel nicht lösen. Es ist aber wichtig zu wissen, wann man z.B. eine Paar- oder Familientherapie empfehlen oder zur Vorbedingung einer Zusammenarbeit machen sollte.

5.4.2 Die Elternbeziehung

Die Paarbeziehung ist von der Elternbeziehung zwingend zu unterscheiden. Sie hat die Erziehung der Kinder zum Gegenstand. Das Paar ist nicht mehr allein. In der Elternbeziehung ist vor allem ihre Funktionsfähigkeit als „Erziehungsteam“ von Bedeutung. Die Fähigkeit zur „Elternallianz“ meint die Fähigkeit der Eltern, eine Erziehungspartnerschaft einzugehen, d.h. die erzieherischen Aktivitäten des jeweils anderen zu akzeptieren bzw. zu respektieren und zugleich sich selbst als ein wechselseitiges Unterstützungssystem bei der Bewältigung des Erziehungsalltags zu begreifen (Schneewind 1999, 138).

Unstimmigkeiten im Elternsystem gehen nachweislich einher mit geringerer Selbstkontrolle und Belastbarkeit, sowie erhöhter Verhaltensauffälligkeit der Kinder. Belastungen der Paarbeziehung führen zu einer Erosion der Elternebene und Unstimmigkeiten im Elternsystem belasten die Paarbeziehung. Ein häufiger Effekt sind dann Eltern-Kind-Koalitionen. Häufig werden die Mutter-Kind-Beziehung enger, während sich die Vater-Kind-Beziehung verschlechtert. Die Verwischung der Eltern-Kind-Grenzen und die Vereinnahmung der Kinder in elterliche Konfliktlagen wird „Triangulierung“ genannt. Besonders gross ist diese Gefahr bei Trennungs- und Scheidungsfamilien. Bleiben Feindseligkeit und Konflikte nach einer Scheidung bestehen, ist die Entfremdung der Vater-Kind-Beziehung eine häufige Folge. Die Integration der Väter in Problemfamilien ist daher eine der wichtigen Aufgaben der Familienarbeit in der Sozialpädagogik.

5.4.3 Die Eltern-Kind-Beziehung

Auch zur Eltern-Kind-Beziehung gibt es eine unglaubliche Fülle an Forschungsergebnissen. Die Eltern-Kind-Beziehung als einer der Archetypen von Beziehung überhaupt hat Psychologie und Pädagogik seit jeher beschäftigt. Hier wiederum nur einige neuere psychologische Ergebnisse zu Qualitäten und Risiken der Eltern-Kind-Beziehung. Die glückliche Lage in der psychologischen Forschung ist, das unabhängig von theoretischer Schule und methodischem Forschungszugang die Ergebnisse eindeutig sind. Schneewind (1999, 139) bringt sie auf den Nenner „Kompetente Eltern haben auch kompetente Kinder“. Folgende Bedingungen unterstützen die Entwicklung von Kindern zu selbstbewussten, emotional stabilen, sozial kompetenten, selbstverantwortlichen und leistungsfähigen Erwachsenen:

- Zuneigung und emotionale Wärme
- klare und erklärbare Regeln
- entwicklungsangemessene Anregebungsbedingungen
- sich angemessen erweiternde Handlungsspielräume

Dies kann allerdings nicht als erzieherische Einbahnstrasse verstanden werden. Es handelt sich dabei in hohem Mass um Kommunikationszyklen über die Zeit, die sich positiv oder negativ verstärken. Die frühe Eltern-Kind-Beziehung wird in neuerer Zeit wieder verstärkt als wichtige Grundlage der weiteren Entwicklung verstanden. Ein sicherer Bindungsstil bei Eltern und Kindern erleichtert die weitere Entwicklung der Kinder in hohem Mass. Er wird massgeblich in der Säuglings- und Kleinkinderzeit erworben. Folgende elterliche (v.a. mütterliche) Verhaltensweisen fördern einen si-

chere Bindungsmodus, und damit eine sichere Grundlage für die weitere Beziehungs- und Persönlichkeitsentwicklung:

- sensibles, auf die Verhaltensappelle des Kindes prompt reagierendes
- mässig stimulierendes, auf das Tempo des Kindes angepasstes
- von positiven Emotionen begleitetes Verhalten

Im weiteren Verlauf der Erziehung wirkt ein angemessen „autoritativer“ Erziehungsstil persönlichkeitsfördernd. Er scheint auch die Ablösung von Jugendlichen von der Familie zu unterstützen. Dieser Erziehungs- und damit Beziehungsstil ist gekennzeichnet durch

- klare Vermittlung kompetenzfördernder Verhaltenserwartungen
- die Kontrolle entsprechender Verhaltensweisen
- Unterstützung von Selbständigkeit
- erkennbares emotionales Engagement
- offene Kommunikation, die die Position des Kindes berücksichtigt (Schneewind 1999, 141).

Darüber hinaus prägen viele weitere Einflussfaktoren den Charakter der Eltern-Kind-Beziehung. Sie stellen Ansatzpunkte zur Unterstützung von Familien dar und werden deshalb hier kurz genannt: Unterstützend für eine positive Eltern-Kind-Beziehung wirken folgende Faktoren:

- Temperament des Kindes: „pflegeleicht“
- Elterliche Persönlichkeitsmerkmale: Ich-Stärke, Selbstvertrauen, grosses erziehungsrelevantes Wissen, positives Selbstkonzept der erzieherischen Fähigkeiten
- Beziehungserfahrungen in der Herkunftsfamilie: gute Erfahrungen mit den eigenen Eltern und Geschwistern
- Ehebeziehung und Elternallianz: hohe Ehezufriedenheit, hohe Allianz der Eltern
- Arbeitsplatz Erfahrungen: positive Bedingungen, geringe psychische Belastung Arbeitsplatz
- Soziale Unterstützung: engmaschiges Netzwerk (Quartier, Verwandtschaft, Familien in vergleichbaren Lebenssituationen).
- Ökonomische Lage: gesicherte ökonomische Situation (materieller Überfluss ist abträglich).

5.4.4 Die Geschwisterbeziehung

Die Geschwisterbeziehung ist die längste, unaufkündbare, egalitäre Beziehung, die der Mensch hat. (vgl. Schneewind 1999, 151). Die Geschwisterbeziehung dient als Schutz in Krisenzeiten, gibt Solidarität, schützt gegen elterlichen Machtmissbrauch und hilft die Last elterlicher Probleme gemeinsam zu teilen (vgl. Petri 1999, 99). Aber auch geschlechts- und rangspezifische Konflikte machen die Geschwisterbeziehung aus. Geschwisterkonstellationen war Gegenstand langer Forschungen, allerdings mit uneinheitlichen Ergebnissen. Bestätigt hat sich die Pionierfunktion älterer Geschwister für die nachkommenden. Die Unterschiedlichkeit von Geschwistern wird von Eltern immer wieder erstaunt bemerkt - trotz eines Selbstkonzeptes, das alle Kinder gleich zu behandeln glaubt. Die Forschung teilt die elterliche Überzeugung nicht: Kinder werden ungleich behandelt, erleben unterschiedliche Umwelten, erleben ihre Geschwister anders und reagieren auch aktiv und unterschiedlich auf ihre Umwelten. Stark unterschiedliche Behandlung durch die Eltern führt zu erhöhten Konflikten und belasteter Geschwisterbeziehung. Eine enge Geschwisterbeziehung (vor allem bei Schwestern) scheint das persönliche Wohlbefinden zu steigern.

5.4.5 Die Mehrgenerationenbeziehung

Durch steigende Lebenserwartung und Vitalität älterer Menschen ist die Chance stark gestiegen, dass Kinder in Drei- oder Viergenerationen-Familien aufwachsen. Die aktiv gelebten Beziehungen zu Grosseltern werden wichtiger, auch angesichts der beruflichen Emanzipation der Frauen, die häufig soziale Netze im Familienkreis nutzen oder auf sie angewiesen sind. Entscheidender Faktor für die Qualität der Beziehung von Kindern und Grosseltern ist die dazwischen stehende Elterngeneration. Die Gesamtbeziehungen scheinen eine heikle Balance zu sein, zwischen den Polen von Engagement und Gewährenlassen. Die Unterstützung der Grosseltern ist zwar in der Regel willkommen, wird aber doch schnell als Einmischung in die engere Familie erlebt. Angemessene

Grenzen und Flexibilität sind hier eine wichtige Voraussetzung für geglückte Mehrgenerationenbeziehungen.

Längsschnittstudie zu Persönlichkeitsentwicklung über mehrere Generationen

Die Autoren einer Studie über Persönlichkeitsentwicklung und Erziehungsverhalten konnten zeigen, dass Kinder, die in ihrer Herkunftsfamilie ein unsensitives, kontrollierendes und feindseliges Elternverhalten erfahren hatten, als Erwachsene zu emotionaler Labilität und Unkontrolliertheit neigten. Darüber hinaus gingen diese Persönlichkeitsmerkmale mit belasteten Ehebeziehungen sowie mit Problemen am Arbeitsplatz einher. Diese Bedingungskonstellation führte wiederum zu einer Beeinträchtigung der Qualität ihres elterlichen Erziehungsverhaltens im Kontakt mit den eigenen Kindern. Diese neigten als Erwachsene ihrerseits zu Verhaltensauffälligkeiten und Eheproblemen und gingen infolgedessen weniger einfühlsam mit ihren Kindern um. Auch diese Kinder zeigten - wie ihre Eltern - gehäuft Merkmale einer instabilen Persönlichkeitsentwicklung und erzeugten somit - nunmehr in der vierten Generation - erneut die Effekte ungünstiger Sozialisationsbedingungen, unter denen sie selbst aufgewachsen waren. (vgl. Schneewind 1999, 154)

6 Sozialpädagogische Familiendiagnostik

Sozialpädagogen arbeiten in der Regel nicht therapeutisch. Dies wäre eine Überforderung sozialpädagogischer Rahmenbedingungen und Handlungskompetenzen. Wozu also eine systematische (in diesem Sinne "diagnostische") Bestandesaufnahme von Familien, ihrer Situation und ihren Problemen? Im folgenden einige Argumente, warum auch für Sozialpädagogen eine systematische Bestandesaufnahme der Familien, mit denen sie zusammenarbeiten sinnvoll ist.

1. **Ohne Verstehen kein Handeln:** Für Familien gilt dasselbe wie für Einzelpersonen, mit denen Sozialpädagogen arbeiten: erfolgreiche Interventionen brauchen klare Ziele, Ziele können nur auf der Basis einer Bestandesaufnahme ermittelt werden. Dies gilt auch, wenn die Familie nicht eigentlicher Gegenstand der sozialpädagogischen Intervention ist., sondern ein Klient im Zentrum steht.
2. **Familien sind komplex:** Familien sind durch ihre Struktur, ihre Mitglieder, ihre verschiedenen Perspektiven und Einbettungen in andere soziale Systeme sehr komplexe Gebilde. Um sie zu verstehen, reicht nicht ein oberflächlicher Blick. Erfolgreiche sozialpädagogische Interventionen müssen die Komplexität von Familien verstehen, und einkalkulieren.
3. **Die Familie war immer da, sie wird immer da sein:** sie der lebensgeschichtlich längste Kontext von Klienten, und allen Schwierigkeiten zum Trotz wird sie auch dann noch da sein, wenn eine sozialpädagogische Intervention längst beendet ist. Sie *nicht* einzubeziehen, ist fahrlässig und entwertet ihre Stellung.
4. **Absicherung der Arbeit mit den Klienten:** Gegen den Willen oder Widerstand der Ursprungsfamilie lässt sich eher selten ein sozialpädagogisch gewünschtes Ziel erreichen.

6.1 Vier Ebenen sozialpädagogischer Familiendiagnostik

Die Bestandesaufnahme von Familien kann mit verschiedensten Mitteln erfolgen. Im Bereich der Familienpsychologie und -therapie existieren umfangreiche und psychodiagnostisch differenzierte Methoden, um Familien zu erfassen. Für die alltagsorientierte sozialpädagogische Arbeit scheinen uns einfache und handhabbare Mittel wichtig, die mit leistbarem Aufwand einen guten Einblick in die Familiensituation ergeben. Im folgenden werden solche Mittel vorgeschlagen. Wir schlagen für die Erfassung folgende vier Ebenen vor, analog den unter Kap.4 vorgestellten Dimensionen (Familienstruktur, Familienentwicklung, Beziehungsmuster in der Familie) und ergänzt mit der Ebene der Einzelpersonen (vgl. Hantel-Quitmann 1996, 60ff).

6.1.1 Einzelpersonen in der Familie

Hier geht es darum, Personen und Persönlichkeiten zu erfassen, und zwar unabhängig von ihrer Beziehung zu anderen Mitgliedern im Familienverband (vgl. Schneewind 1999, 184). Erfasst werden sollen zum einen um die äusseren Daten (Alter, Beruf, Bildung, Geschlecht). Zum anderen wird aber auch die Persönlichkeit einzelner Mitglieder erhoben: Hier scheinen unter anderem folgende Bereiche wichtig: Motivation, Emotionalität, Intelligenz, Temperament, Selbstkonzept, Sozialverhalten, psychische Krankheiten, Suchtproblematik, Behinderungen,

In der sozialpädagogischen Diagnostik scheinen hier drei Mittel wichtig: Zum einen kann hier auf das *Anamnesegespräch* und die Selbsteinschätzung der Person zurückgegriffen werden. Dies sollte möglichst zum Anfang der gemeinsamen Arbeit geschehen. Zum anderen liefert auch die *unmittelbare Beobachtung* im Gespräch oder Alltagskontakt Information über die Personen. Zum dritten sollten *Informationen von Dritten* (aus Berichten, von Versorgern, Therapeuten, Ärzten, Sozialdiensten) nicht vernachlässigt werden.

6.1.2 Familienstrukturen

Die Erhebung von Familienstrukturen braucht systematisches Gespräch und Beobachtung, die Familie muss erlebt werden können, um die „Unsichtbaren Bindungen“ wahrnehmen zu können. Sozialpädagogen können diese Kontakte herstellen, auch wenn es vielleicht nicht immer einfach ist, die Familien für eine solche Zusammenarbeit zu gewinnen.

Fragen zur Familienstruktur können sich an den Kernbegriffen der Familiensystemtheorie orientieren (vgl. 4.1). Im folgenden sollen einige Fragen vorgeschlagen werden, die helfen können, Familienstrukturen anhand der Kernbegriffe deutlich zu machen.

Zielorientierung	Welche Ziele hat die Familie bezüglich Zusammenhalt, Bedürfnisse einzelner Mitglieder und sachlicher Ziele (Arbeit, Freizeit, andere Lebensbereiche?)
Multifinalität:	Wie erreicht die Familie diese Ziele, mit welchen Mitteln?
Regelhaftigkeit	Welche Regeln gelten in einer Familie. Sind sie funktional oder dysfunktional, flexibel oder starr, bewusst gelebt oder unbewusst praktiziert?
Zirkuläre Kausalität	Welche Beziehungsthemen sind in der Familie vorherrschend: (Nähe-Distanz, Kontrolle-Abweichung, Versorgt werden - versorgen müssen etc.)
Rückkoppelung	Wie reagiert die Familie auf Abweichungen: Sind die Rückkoppelungen angemessen oder unangemessen (z.B. auf Emanzipationsversuche von Kindern, behinderten Familienmitgliedern u.a.).
Homöostase	Wie starr, flexibel oder schwammig sind die Familienstrukturen? Lassen sie sich anpassen an neue Lebenssituationen der Familie? Sind sie permanent im Fluss? Sind sie stark beeinträchtigt durch Erschwerungen (Sucht, Behinderung, u.a.).
Wandel	Reagiert die Familie auf Wandel / Schwierigkeiten mit Wandel erster Ordnung, d.h. „mehr vom Gleichen“ (Strafen, Gewalt, Nähe, Verwöhnen, etc.) oder kann sie Veränderungen zweiter Ordnung einleiten (neue Regeln, Gleichberechtigung der Mitglieder, Akzeptieren des Erwachsenseins u.a.)?
Grenzen	Hat die Familie angemessene (klare aber flexible) Grenzen nach aussen und nach innen? Gibt es eine angemessene Elternallianz? Werden Kinder funktionalisiert oder trianguliert?
Offen-/Geschlossenheit	Hat die Familie Kontakte nach aussen, Beziehungen und ein soziales Netz, das trägt? Oder starre Aussengrenzen und wenig Austausch?
Selbstorganisation	Ist die Familie in der Lage, sich bei neuen Situationen zu organisieren? Wie reagiert(e) sie auf Veränderungen: Flexibel, starr, innovativ, beharrend?

6.1.3 Familienlebenszyklus

Die Feststellung des „Entwicklungsstandes“ einer Familie kann helfen, die aktuelle Lebenssituation der Familie bezogen auf ihre Entwicklungsaufgaben zu ermitteln. Die Frage der Entwicklungsaufgaben spielt insofern eine wichtige Rolle, als die dauernden Veränderungen in Familien (Geburten, Schuleintritt, Arbeitslosigkeit) permanent eine Bewältigung von Aufgaben durch die Familie nach sich zieht (vgl. Hantel-Quitmann 1996, 65ff).

Wichtige Fragen sind hier:

- Wo steht die Familie in ihrem Lebenszyklus? z.B.
 - Kleinkindphase
- Was sind wichtige Entwicklungsaufgaben der Familie? z.B.
 - Erziehung der Kinder
 - Anpassung des Partnersystems
 - Neuorientierung der familiären Beziehungen
 - Öffnung der Paarbeziehung für ein drittes Wesen u.a.
- Gibt es neben den normativen auch nicht-normative Übergänge zu bewältigen (Behinderung, Unfall, Arbeitslosigkeit, Umzug und Verlust der sozialen Netze etc.)?

6.1.4 Familienbeziehungen

Formal gehören die Familienbeziehungen unter die Familienstrukturen, und wären mit Strukturdiagnosen zu erfassen. Sie sind hier extra erwähnt, um die Bedeutung der Subsysteme innerhalb der Familie noch einmal zu betonen. Zu den einzelnen Systemen sind folgende Fragen möglich:

Paarsystem (vgl. 5.4.1) *Merkmale glücklicher Partnerbeziehungen:*

Wie erscheint die Zufriedenheit der Partner?

Welche Konflikt- und Problemlösestrategien hat das Paar?

Überwiegen positive oder negative Zuschreibungen innerhalb des Paares?

Sind die Beziehungserinnerungen positiv oder negativ?

Risikofaktoren für Scheidung:

Elternsystem (vgl. 5.4.2) Gibt es eine angemessene „Elternallianz“?

Verhalten der Väter (aktiv/passiv, motiviert/desinteressiert, hilflos, kompetent)

Verhalten der Mütter (vereinnahmend/einbeziehend, distanziert/warm etc.)

Eltern-Kind-System (vgl. 5.4.3) *Wie erscheint das Erziehungsverhalten der Eltern?*

Zuneigung, Regeln, Anregebungsbedingungen, Handlungsspielräume?

Reagieren auf Verhaltensappelle, angemessene Stimulation, posit. Emotionen?

Geschwistersystem (vgl. 5.4.4) *wie sind die Beziehungen unter den Geschwistern?*

Wie verhalten sich die *Eltern gegenüber den Geschwistern* (Lieblingskinder, schwarze Schafe, Gerechtigkeit, Ungleichheit)

Gibt es Loyalitäten, Spannungen, Koalitionen, starke Rivalitäten?

Mehrgenerationssystem (vgl. 5.4.5). Sind Grosseltern vorhanden?

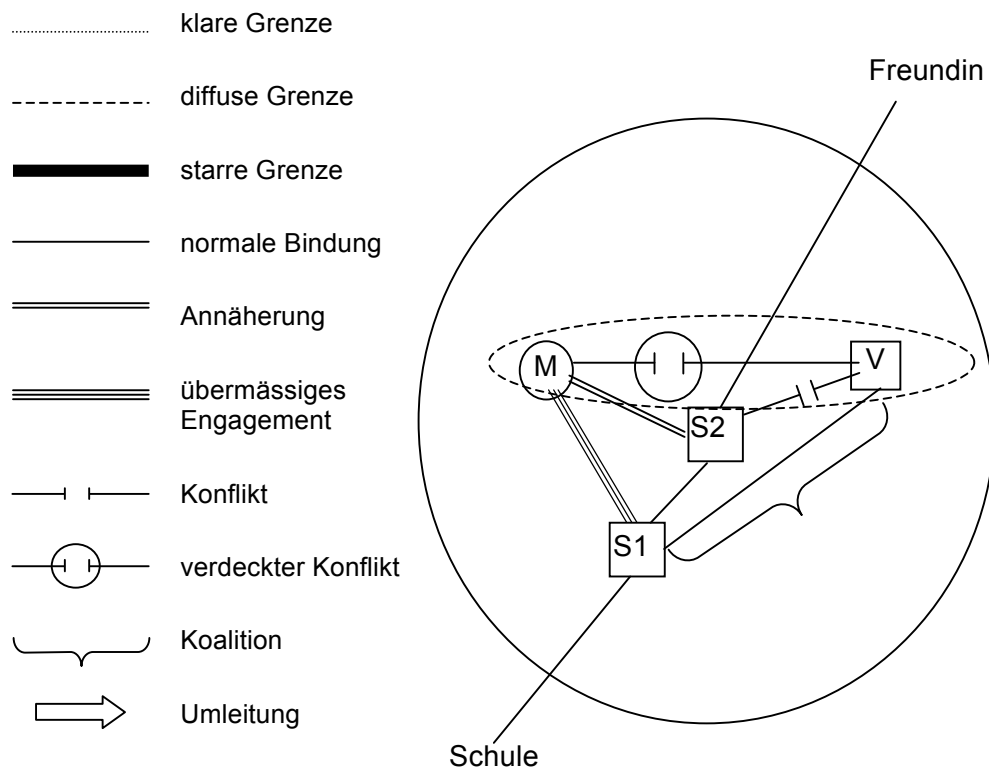
Wie sind die Beziehungen zu den Grosseltern? (Eltern, Enkel)

Sind angemessene Grenzen und Offenheit da (Einmischung, Distanz, Starre, Gleichgültigkeit)?

Nutzt die Familie Verwandte als Ressource oder werden sie als Belastung erlebt?

Mit einer systematischen Bestandesaufnahme entsteht einerseits ein Bild über die Familie für die Interventionsplanung, andererseits wird die Familie mit ihrer Geschichte und Verantwortung ernst genommen. Der Versuch, die Familie *zu verstehen und ernst zu nehmen*, muss dabei im Vordergrund stehen. So kann die gemeinsame Bestandesaufnahme immer auch ein erster Schritt für eine gelingende Kooperation mit Familien sein, die nicht zu Konkurrenz, Gleichgültigkeit, Desinteresse oder Ablehnung führt. Der entsprechende Takt, eine person- oder hier „familienzentrierte“ Haltung, die Beherrschung der Mittel der Gesprächsführung und Verhaltensbeobachtung werden vorausgesetzt und hier nicht näher erläutert.

Ergebnisse aus Familiengesprächen, Beobachtungen und Aktenstudium lassen sich auf verschiedene Art visualisieren. Auf das Genogramm wird später verwiesen. Das Strukturdiagramm (Schneewind 1999, 177f) ist ein Hilfsmittel, um die informellen Beziehungen, Grenzen, Bindungen, Loyalitäten verständlich zu machen, Konflikte in der Familie aufzuzeigen und so einen Einblick in die Beziehungsstruktur der Familie zu ermöglichen. Strukturdiagramme werden wie Genogramme in der Familientherapie und –beratung verwendet. Sie können aber auch in der Zusammenarbeit mit Familien im stationären Bereich Verwendung finden. Strukturdiagramme sehen folgendermaßen aus.



6.2 Methoden und Hilfsmittel sozialpädagogischer Familiendiagnostik

6.2.1 Gespräch, Beobachtung, Aktenstudium

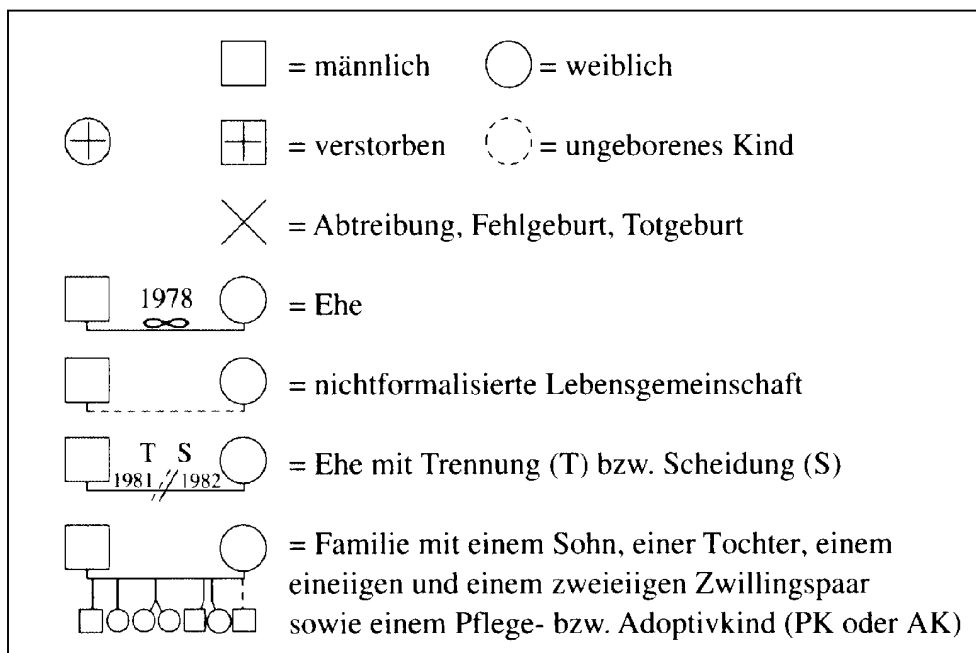
Die Ergebnisse der Daten über eine Familie können aus *Gespräch, Beobachtungen* oder *Akten* gewonnen werden. Dies sind die drei wesentlichen Quellen sozialpädagogischer Familiendiagnostik. Hier kann nur auf einige Grundlinien verwiesen werden, für weiteres sind entsprechende Literatur zu Hilfe zu ziehen (zur Gesprächsführung und systematischen Beobachtung). Zum Erstgespräch oder Anamnesegespräch gibt es eine breite Literatur, auf die hier nur verwiesen werden kann. Besonders die systemischen Techniken des Fragens in Erstgesprächen mit Familien sind komplex und müssen systematisch erlernt und geübt werden (vgl. v.Schlippe 1999). Die Fragen für Erstgespräche mit den Familien sollten sich SozialpädagogInnen vor den Gesprächen gut überlegen und dabei das Ziel der gemeinsamen Arbeit mit den Familien im Auge behalten: Welche Form der Zusammenarbeit steht im Zentrum - geht es um eine stationäre Platzierung, und damit primär um den zu platzierenden Klienten, geht es um die Stützung des ganzen Familiensystems, welche Informationen brauchen die sozialpädagogisch Arbeitenden und welche Informationen benötigen sie nicht, bzw. würden einen Eingriff in die Privatsphäre der Familie bedeuten. Hier sind Problem, Anlass, Ziel der Zusammenarbeit von Familie und Profisystem zentral. Leitfäden für Erstgespräche finden sich in der entsprechenden Literatur (Hantel-Quitmann 1999, v.Schlippe/Schweitzer 1999, Burnham 1995).

6.2.2 Arbeiten mit Genogrammen

Für die Darstellung von Familiensystemen hat sich die Form des Genogramms eingebürgert (vgl. v. Schlippe., Schweitzer, 1999,130ff).

Genogramme dienen der übersichtlichen Darstellung von komplexen Informationen über Familiensysteme. Man benutzt dazu eine Zeichensprache, für sich bestimmte Symbole eingebürgert haben. Das Genogramm ist das fundamentalste Erhebungs-Instrument der Familientherapeuten. Es verschafft die Möglichkeit, die Beziehungen zwischen den Mitgliedern der Familie, besonders auch über die Generationsgrenzen hinaus, darzustellen. Manchmal sind daraus wichtige Erkenntnisse abzuleiten, die für eine erste Hypothesenbildung wertvoll sind. (z.B. über die Generation wiederkehrende ähnliche Ablösungs- oder Verlustsituationen). Ein erstes einfaches Genogramm kann schon mittels der Anmeldeinformationen aufgestellt werden. In den Familiensitzungen kann es ergänzt werden, wenn z.B. die Eltern nach ihren Herkunftsfamilien gefragt werden. Manchmal ist es auch sehr nützlich, dabei auf ein bestimmtes Thema, das zum angemeldeten Problem in Beziehung steht, zu fokussieren (z.B. Rolle der Väter/ Mütter, Arten der Konfliktaustragung, etc).

Ein Genogramm umfasst je nach Anamnese bis zu drei Generationen, ausgegangen wird von der eigenen Herkunftsfamilie, bzw. der Familie des „erklärten“ Patienten oder Klienten. Die Kinder werden jeweils entsprechend dem Alter von links (älteste) nach rechts eingetragen. Die in einem gemeinsamen Haushalt zusammenlebenden Personen können mit einer gestrichelten Linie um-



kreist werden.

wichtige Angaben in Genogramme:

- Name, Vorname, Alter bzw. Geburtsdatum, ev. Todesdatum
- Datum der Heirat, ev. des Kennenlernens, Daten von Trennung und Scheidung
- Wohnorte, Herkunftsorte der Familie, Ortswechsel
- Krankheiten, schwere Symptome, Todesursachen
- Berufe

Interessant sind auch „weiche Informationen“ über die Familie:

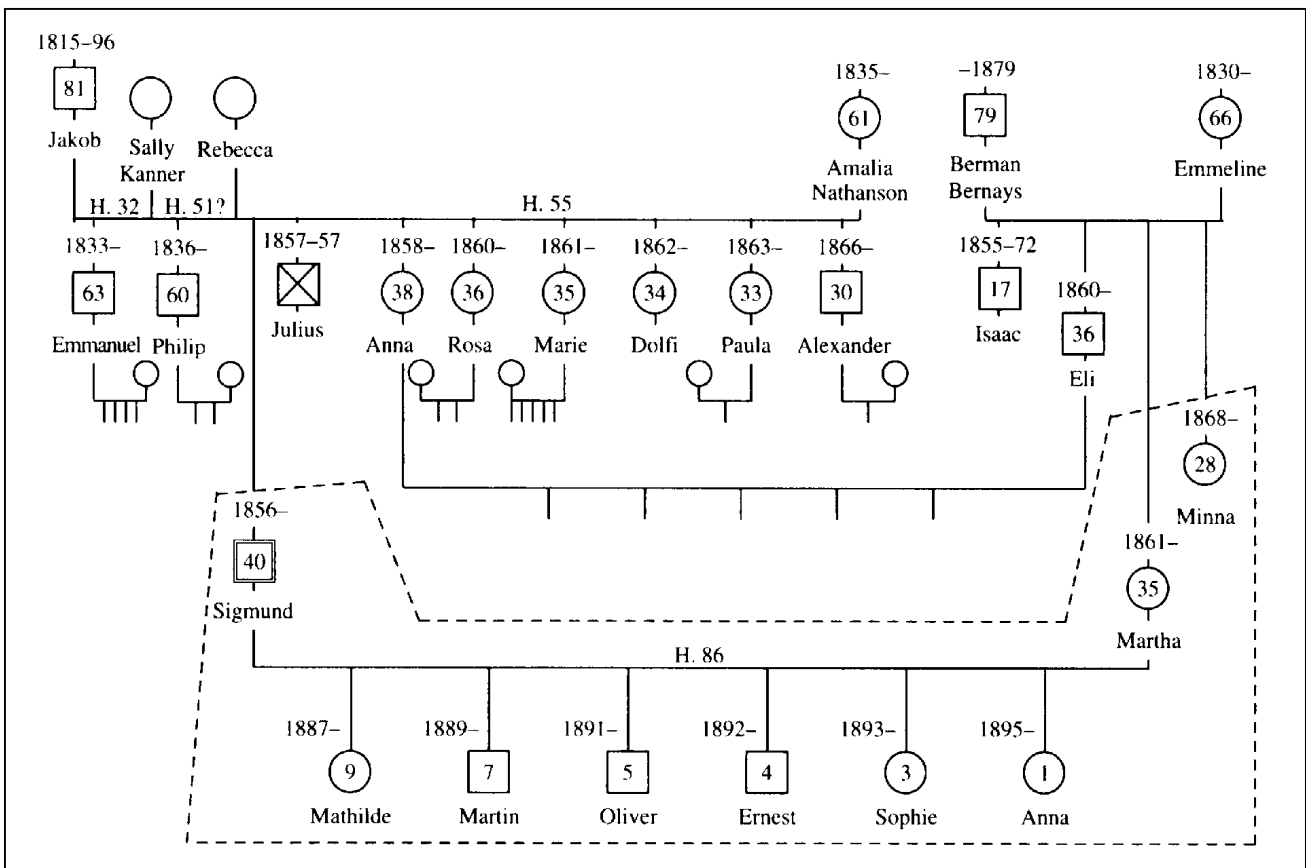
- drei Eigenschaften, die einer Person zugeschrieben werden
- ein Begriff zur Kennzeichnung der jeweiligen Familienatmosphäre

- Hinweise auf bestimmte Streitfragen in der Familie (Eifersucht etc.)
- Tabus und „weisse Stellen“ im Genogramm: Worüber wurde *nicht* gesprochen?
- Krankheiten

Systemzeichnungen

Das Genogramm lässt sich auch zum Ausgangspunkt für Systemzeichnungen, Familienstrukturdiagramme oder Netzwerkanalysen machen. Hier ist für Beziehungen eine bestimmte Art der Symbolisierung üblich, die sich bewährt hat, um Hypothesen zu den Beziehungen der Familienmitglieder zu bezeichnen. Folgende Zeichen haben sich eingebürgert (v.Schlippe 1999, 133):

Beispiel eines Genogramms: Die Familie Freud im Jahr 1896

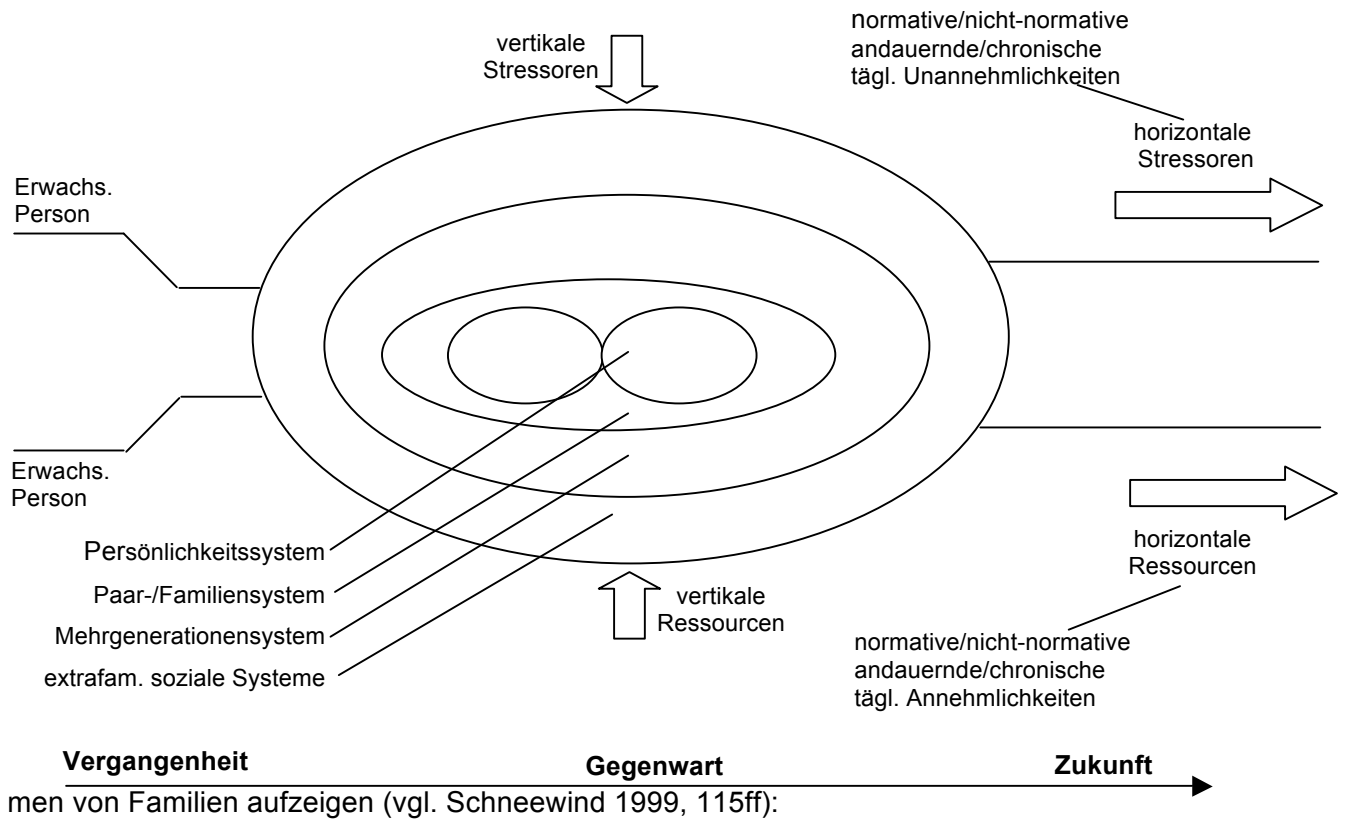


(aus: v.Schlippe 1999, 135).

6.3 Ein integratives Systemmodell der Familienentwicklung

Schneewind entwickelt ein Modell der Familienentwicklung, das eine Übersicht über Ressourcen und Stressoren der Familie gibt. Die vertikalen Stressoren und Ressourcen sind dabei die in der Vergangenheit gesammelten Erfahrungen und Kompetenzen der Familie. Sie bilden die Basis, die gegenwärtige Ausstattung an Fähigkeiten der gegenwärtigen Fähigkeiten der Familie zur Problembewältigung. Die horizontalen Ressourcen und Stressoren sind angenehme oder kritische Ereignisse und Erfahrungen im Familienzyklus, die die Familie zur Problembewältigung zwingen. Sie lassen sich weiter in normative (erwartbare) und nicht-normative (nicht-erwartbare) Ereignisse aufgliedern.

Das abschliessende Systemmodell der Familienentwicklung soll die diagnostischen Aspekte noch einmal zusammenfassen und eine Übersicht von Entwicklung, Struktur, Ressourcen und Proble-



System-einheit	Stressoren			Ressourcen		
	vertikal	horizontal		vertikal	horizontal	
		Gegenwart	Zukunft		Gegenwart	Zukunft
Individuelles System	niedriger Selbstwert, Mangel an arbeitsbezogenen Kompetenzen	Probleme mit dem Arbeitgeber	drohender Arbeitsplatzverlust	hoher Selbstwert, gute Arbeitsqualifikation	sicherer Arbeitsplatz	Aufstiegchancen
Paar-/Familiensystem	Mangel an Intimität, beeinträchtigte Kommunikation	aktueller Ehekonflikt	Trennung/Scheidung	hohes Mass an Intimität, gute Kommunikation	konstruktives Problemlösen	Erwartung weiteren Zusammenseins (nacherliche Phase)
Mehrgenerationensystem	Vorgeschichte von Vernachlässigung / Misshandlung in der Ursprungsfamilie	Gesundheitsprobleme der Eltern / Schwiegereltern	Vorwegnahme der Pflege der Eltern/ Schwiegereltern	Vorgeschichte des Angekommenseins in der Ursprungsfamilie	Belohnende Besuche der Eltern/ Schwiegereltern	keine Anspruchshaltung der Eltern/ Schwiegereltern
Extrafamiliäres soziales System (z.B. soziales Netzwerk)	Vorgeschichte geringer Unterstützung (z.B. von Gemeinde oder Freunden)	Verlust eines guten Freundes	Drohende Schliessung eines Gemeindezentrums	Vorgeschichte einer optimalen Integration	Hilfe erfahren von einem guten Freund	zu erwartende stabile Fortdauer von bestehenden Freundschaften

Tabelle: Stressoren und Ressourcen in 4 entwicklungsrelevanten Systemen (Schneewind 1999, 117)

7 Literatur

Antener, G.; Brun-Feusi M.; Knobel Ch. (1992): Familie, Erziehung und Betreuungsnetz. Eine Untersuchung über die Situation von Familien, die sich in der Stadt Zürich für einen Tagesschulplatz beworben haben. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit.

Böhnisch, L., Lenz, K. (2001). Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim: Juventa

Bundesamt für Statistik (BFS): www.statistik.admin.ch

Burnham, John B.: Systemische Familienberatung, Eine Lern- und Praxisanleitung für soziale Berufe, Weinheim, Basel, 1995

Büschges-Abel, W.: Systemische Beratung in Familien mit behinderten oder chronisch erkrankten Angehörigen. Ein Lösungsorientierter Ansatz für Heilpädagogik und klinische Sozialpädagogik, Berlin, 2000

Grossenbacher, S., et.al. (1995): Die Zukunft der Familie. Die Vielfalt familialer Lebensformen und die Notwendigkeit einer umfassenden Familienpolitik. Luzern: Caritas-Verlag

Hantel-Quitmann, W. (1996 - 1999): Beziehungsweise Familie. Arbeits- und Lesebuch Familienpsychologie und Familientherapie. Freiburg/B. Lambertus.
Bd. 1 (1996): Metamorphosen
Bd. 2 (1996): Grundlagen
Bd. 3 (1997): Gesundheit und Krankheit
Bd. 4 (1999): Familiengeschichten

Höpflinger, F. (1986): Bevölkerungswandel in der Schweiz. Grösch: Rüegger.

Höpflinger, F. (1997): Die Entwicklung der Elternschaft in europäischen Ländern. In: Laszlo A.V. (Hrsg.): Familienleitbilder und Familienrealitäten. Opladen: Leske & Budrich. 168-186

Höpflinger, F.; Debrunner, A. (1994): Die unschätzbaren Leistungen der Familien - Überlegungen und Feststellungen, Bern: Pro Familia.

Paul, ... (1996). ????????????

Rerrich, M. (1988): Balanceakt Familie: zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen. Freiburg i.B.: Lambertus

Schneewind, K.A. (1999): Familienpsychologie. Stuttgart: Kohlhammer

Stierlin, H. (1994): Ich und die anderen. Stuttgart: Klett-Cotta